



Berlin, den 19. Dezember 1903.

Reichsparlirer.

Von Jahr zu Jahr wird mirs schwerer, die Berichte über Reichstags-
sitzungen zu lesen; wirklich zu lesen, nicht das Auge über das Druck-
bild schweifen und da nur weilen zu lassen, wo lebhafter Beifall, große, stür-
mische, schallende Heiterkeit angemerkt ist. Zwei, drei Tage nach der Sommer-
pause gehts; dann erlahmt der Eifer und die Pflicht wird leidige Last. Vildest
Dir, Snob, gar wohl was darauf ein? So fragt Mancher; und fügt hinzu:
Jedem halbwegs Gescheitem ist es die selbe Qual. Auch die Erklärung ist bei
der Hand. Dieser Reichstag! Schlimmer noch als das illiterate Parlia-
ment, das vor fünfhundert Jahren Englands vierter Heinrich berufen hatte.
John Gully, der zum Abgeordneten gekürte Preisdächter, wurde in West-
minster wie ein Wunderthier begafft; bei uns wimmelt's heute von Gullys aller
Sorten. Nur natürlich, daß Niemand sich gern mit solchen tristen Epigonen
beschäftigt. Die alte Weise, der alte Text; längst gehört ja die G-ringschätzung
„dieses“ Reichstages zum guten Ton. Und doch sitzen neben vielen Bananen
auch Leute von achtbarem Wissen und wachem Menschenverstande, die für
ihren Beruf tauglich sind. An der Qualität der Einzelnen kanns also nicht
liegen. In London ist mehr politischer Instinkt und feinere Verkehrsform,
in Paris mehr Temperament, in Budapest schärfere Witterung für Konjunkt-
turen; die Summe der versammelten Intelligenz ist wohl in keiner der drei
Städte wesentlich höher als in Berlin. Der Unterschied muß anderswo zu suchen
sein; und ist leicht zu finden. In London, Paris, Budapest regiert das Par-
lament, giebt Gesetze, verwaltet, durch Hirn und Arm seiner Führer, das
Land. In Wien sogar zwingt es der Bureaucratie seinen Willen auf, zwingt
oft selbst den Kaiser zur Wahl neuer Gehilfen. In Berlin kritisiert es; nach

der selben Methode, die in den Zeitungen angewandt wird, und meist auch mit dem selben Erfolg. Nicht allzuunsanft. Die Zeit der großen Auseinandersetzungen ist für die bürgerlichen Gruppen vorbei. Die Urbanen haben über die Paganen gesiegt, die dampflosen Tage des Agrarstaates, des geschlossenen Handelsstaates lehren nicht wieder; und mählich verhält auch der Fader der gepalmenen Christenheit. Die Protestanten haben das Protestiren erlernt und sind froh, wenn sie in ihrem Toleranzwinkel nicht gestört werden; und die Katholiken sind im Reich des lutherischen Kaisers recht zufrieden, sind zu gut genährt und zu klug, um sich noch in den Wahn Darbender zu verirren, die Frucht könne Dem schneller reifen, der mit der Lampe die Blüthe wärmt. Früher wars anders. Da socht man um Beute, um das Daseinsrecht und wäre gern über Leichen zum Siege geschritten. Jetzt begnügt Jeder sich mit der Geberde des reisigen Kriegers, ist Jeder zufrieden, vergnügt, wenn die Schlachttage unblutig verlaufen und, im schlimmsten Fall, der Kadaver eines Amtschimmels auf dem Felde bleibt. Fragt doch Herr Schaedler, Herr Sattler, Herr Richter, ob sie der Wunsch treibt, den Grafen Bülow vom Plaze zu stoßen. Warum denn? Ein ihnen bequemerer Mann würde den Gestürzten sicher nicht ersetzen. Graf Limburg-Sturum, Herr Stocker, Herr von Liebermann wünschen sich wohl einen anderen Kanzler, wissen aber, daß all ihr Wünschen und Winken nicht hilft. Nirgends der Anspruch, zu regiren; auf keiner Seite des Hohen Hauses auch nur der Wille zur Macht. Das wäre ganz schön, wenn all die Herren sagten: Uns gefällt diese Regierung, drum unterstützen wir sie und halten uns, halten das Land nicht erst lange mit kleinen Querelen auf. Doch auch dazu fehlt wieder der Muth. Keiner will unbedingt gouvernemental scheinen. Die Regirenden sind nicht die Vertrauensmänner der Nation, und wer ihnen allzu gäthlich nahe, würde am Ende, als Streber und Gunstbittler, nicht wiedergewählt. Flink die Stirn in Falten; mit düsterer Miene das Sündenregister vortlesen. „Mit tiefem Bedauern haben wir gehört . . .“ „Geradezu entsetzt waren wir, als sich zeigte . . .“ Nur darf das Bedauern und das Entsetzen nicht etwa zu Beschlüssen führen, die das System vom Thronchen stoßen könnten. Man will ja keine Aenderung, will nur vor den Wählern Eifer prästiren. Man redet also, tadelt sanft, tadelt streng, schüttelt dann eine vom Bundesrathstisch gnädig herabgestreckte Hand, packt die Akten zusammen und geht stolz nach Hause. Viermal wurde während der Rede laut gelacht, auch drüben bei den Gegnern, am Schluß gabs ein anständiges Bravo und keine Excellenz hatte ein Wort übel genommen. Mehr war nicht zu erreichen . . . Was aber soll daran noch interessieren? In

Bezirksvereinen, in der Fraktion mag Freude herrschen, weil ihr Mann seine Sache gut gemacht hat. Für uns ist schlechtes Theater. Immer die selben Spieler, immer die selben Rollen. Niemals ein neuer Ton. Nur die Nationalisten wissen noch nicht voraus, was Jeder über jeden Gegenstand sagen wird.

Acht Tage lang haben wir nun wieder erlebt; und „große Tage“ sollen darunter gewesen sein. Acht Sitzungen, die ersten nach den Wahlen, eine schrankenlose Debatte: da müßte doch Etwas herauskommen. Nichts. Eine gute Rede des Kriegsministers, eine amüsante des Kanzlers; auch ein paar Abgeordnete sprachen recht nach der Kunst. In den ersten Tagen wird über Alles geredet. Das geschah auch diesmal. Von der Mandchurie ging's recta nach Krimmitchau; von Bisse zu Banderbist. In den acht Stenogrammen steht aber nicht ein neues Wort, nicht eins, das nicht vorher schon in einem Parteiblatt stand. An Kritik war kein Mangel. Früher blieb sie meist der jeweiligen Opposition überlassen; die der Regierung befreundeten Parteien suchten, so lange es irgend ging, alles Unangenehme zu verhüllen. Jetzt giebt es keine Opposition mehr — die Sozialdemokratie, die praktische Politik nicht treiben will, ist ein Ding an sich — und alle Fraktionen haben erkannt, daß die Tabler im Reich deutschen Mißmuthes eher Gehör finden als die Lober. Seitdem kommt's eigentlich nur noch darauf an, wer am Königsplatze zuerst das Wort erhält. Spricht Herr Schaedler vor Richter und Vibel, dann kann er die Alm abweiden. Selbst Forbach, Hüffener und die Soldatenschildereien wirken bei der Wiederholung nicht mehr wie neu. Auch die Regirenden haben sich das Beschönigen ziemlich abgewöhnt. Nur die Sachsen bestreiten manchmal noch Alles und behaupten, das Haus Wettin rage in der besten aller Welten himmelan. Die Anderen geben Mißstände zu, die man nur nicht „verallgemeinern“ dürfe und die nächstens „abgestellt“ sein würden. „Wir verkennen durchaus nicht...“ „Wir werden mit aller Energie...“ Das ist die Antwort auf das Bedauern und Entsetzen. Alles bleibt hübsch anodin. Den lieben Sommer lang schneidet der Herr Abgeordnete aus seiner Zeitung, was sich irgend für die Generaldiskussion brauchen läßt. In der selben Zeit liefert dem Herrn Minister oder Staatssekretär sein Geheimrath die selben Ausschnitte nebst dem entlastenden Material. Dann kommt der tausendmal beschnüffelte und beledete Brei auf den Tisch des Hauses und wird langsam ausgelöffelt. Wir können nicht billigen. Wir werden abstellen. Windende Versprechen werden nicht verlangt. Keiner denkt daran, dem Minister, dessen Ressort mit so grimmem Eifer getadelt wurde, das Gehalt zu weigern. Wer gläubigen Herzens die Neben liest, muß glauben, die Zeit der „unzähligen sandammeerigen

und sternamhimmeligen Mißbräuche“ sei wiedergekehrt, auf die Johann Fischeart einst mit Keulen einschlug. So schlimm ist's aber nicht; und wird bis zum nächsten Jahr noch viel besser werden. Ganz sicher. Oder man fängt im Herbst eben von vorn an. Angreifer und Angegriffene wissen genau, was sie zu erwarten haben, und regen sich nicht ernstlich auf. Das Stück ist ja so oft gespielt worden. Nach Sechs, um Sieben spätestens ist Alles aus und, so weit das Auge zu blicken vermag, nichts, nicht das Geringste verändert.

Die Protagonisten hießen diesmal August Bebel und Bernhard Bülow; und mußte das alte Stück wirklich wieder gespielt werden, so war eine bessere Besetzung der Hauptrollen nicht zu ersinnen. Beide Männer sind Redner, nicht Politiker. Beide vergessen schnell, was sie gesagt haben, und suchen nur dem Moment zu genügen. Beide glauben nach einer gelungenen Rede inniglich, sie hätten Etwas geleistet. Beide hat die Erfahrung gelehrt, daß die Wiederholung bewährter Effekte stets willkommen ist: Herr Bebel erzählt alljährlich, im Deutschen Reich sehe es aus wie im Rom der letzten Caesaren; Graf Bülow prägt sich vor jeder Szene die dazu passende Rede seines „großen Vorgängers“ ein und kommt den Gründlingen im Parterre bis märkisch. Der Eine ist Pathetiker und nur stark, wenn er wüthen kann. Der Andere ist Feuilletonist und des Erfolges gewiß, wenn er im weltmännischen Blanderton bleiben darf. Jeder auf seine Art sehr tüchtig. Noch eine Aehnlichkeit: Beide leben so ganz und so gern in der Zeitungswelt, daß sie die Wirklichkeit kaum noch erkennen und gewirkt zu haben wähnen, wenn ihre Presse sie lobt. Jeder fühlt die Schwäche des Anderen: Sie haben von Wirtschaftspolitik keine Ahnung und können nur Wiße machen, sagt Bebel; Sie können nur kritisiren und leisten nichts Positives, sagt Bülow. Am ersten Tag hatte der Kanzler die dankbarere Rolle. Weltverbesserer und Spötter: aus hundert alten Stücken kennt man die Szene. Sie verlangen Engelsgüte und Engelsreinheit und sind selbst doch kein Engel; Sie schwärmen für Freiheit und schelten Ihre Frau, weil sie eine halbe Stunde länger als sonst beim Kaffeeklatsch saß. Und so weiter. Cela no rate jamais, pflegte Sarcey von solchen Szenen zu sagen. Graf Bülow hat sie munter gespielt; alle Wiße über den bresdener Parteitag waren gesammelt und wurden mit guter Laune vorge tragen. Der Zuhörer konnte sogar glauben, jetzt solle ein Neues werden; die Regierung habe beschlossen, die Sozialdemokratie nicht mehr ernst zu nehmen, sie im Parteifessel schmoren zu lassen und fortan nur noch ironisch zu behandeln. Das bringt den Pathetiker zur Raserei; der unerträglichste Gedanke ist ihm, daß er vom Gegner nicht gefürchtet wird. Ob aus der Hoffphäre nun dem

Kanzler zugerufen ward, er sei zu glimpflich mit der rasch wachsenden Notte verfahren, ob er der Amtswürde feierlichen Ernst zu schulden glaube: schon am zweiten Tag sprach er ganz anders und am dritten deutete er seine Bereitwilligkeit an, ein Ausnahmengesetz gegen die Sozialdemokratie vorzuschlagen, wenn er sicher sein dürfe, für solches Gesetz eine Mehrheit zu finden. Ein größerer Fehler war kaum denkbar. Erstens hat ein Kanzler, der ein Sozialistengesetz für nötig hält, die Pflicht, sich eine Mehrheit dafür zu suchen, und darf nicht thatlos abwarten, daß ihm das Gesetz apportirt wird. Zweitens wäre es verhängnisvolle Thorheit, eine Partei, die so gefährlich scheint, mit Wigen abthun zu wollen. Psychologie des Redners: er berauscht sich am Schall seiner Worte und will lieber auf Widersprüchen ertappt als im Augenblick ohne Applaus entlassen sein. Schade. Die Tonart des ersten Tages war vom Standpunkte des Kanzlers richtig gewählt. Mit unzweideutiger Entschiedenheit mußte gesagt werden, an Ausnahmengesetze sei gar nicht zu denken; die Sozialdemokratie habe ihre Schrecken verloren und werde, wenn man sie in Ruhe lasse, den Weg aller Bergparteien gehen. Wer ihr sich gesellen wolle, möge es ungefährdet thun; die Enttäuschung werde ihm härteste Strafe sein. Das hätte mythig geklungen. Jetzt werden die Genossen die dresdener Widerwärtigkeiten rasch vergessen. Seht Ihr, wirds heißen, selbst dieser Bülow, der sich für einen modernen Menschen ausgiebt, sehnt die Stunde herbei, wo er die Polizei auf uns heben, uns heimlos, friedlos machen kann. Und in dieser Zeit wolltet Ihr mit der bürgerlichen Gesellschaft partiren und ins Schloß kriechen? Das wird bleiben, alles Andere ins Leere verhallen. Und Herr Bebel ist stärker, als er vor vierzehn Tagen war.

Die ganze Sozialisten-debatte . . . Leben denn immer noch Leute, die von solcher öden Rednerei Wirkung erhoffen? Ein paar gute Späße mochten hingehen; eine ernsthafte Diskussion, die auf die sterblichen Stellen des Marxismus wies und aus der neuen Biologie sich die Waffen holte, konnte nützlich werden. Nur nicht die alten Geschichten vom Theilen, vom nie enthöllten Zukunftsstaat, von dem großen Reichszuchthaus. Daß damit gegen die Sozialdemokratie nichts auszurichten ist, sollte man seit mindestens elf Jahren wissen. Die Herren Richter, Stumm, Stoecker, Bachem haben sich 1893 müde geredet und Alles vorgebracht, was in populären Schriften gesammelt war. Der Liebe Mühe blieb unbelohnt. Gräuelmären vom Zukunftsstaat schrecken die Menge nicht, der unser heutiger Staat keine Wonnen gewährt. Ihn zu bessern, wäre die Aufgabe schöpferischer Politik gewesen. Doch blutwenig ist geschehen. An die großen Probleme wagt man sich nicht. Versicherung gegen Erwerbsunfähigkeit und Arbeitslosigkeit, Wohnungsreform,

Modernisierung des Erbrechts, des Kreditwesens, der Armenpolitik; da könnte ein Staatsmann zeigen, was er vermag. Worte sind kein spezifisches Mittel gegen soziale Nöthe. Jede Partei hat in ihrer Jugend mehr verlangt, als sie je erreichen konnte; auch die heute Nationalliberalen wollten einst mit Tyrannenblut färben und die Fortschrittsmänner, die noch in den achtziger Jahren die unbeschränkte Herrschaft des Parlamentes forderten, sind jetzt froh, wenn sie den Regirenden etliche Millionen aus dem Etat tragen können. Das selbe Schicksal wird der Proletarierpartei beschieden sein; unter tausend Sozialdemokraten zweifelt kaum einer daran, daß es in der gemeinen Wirklichkeit nie ausfehen wird wie in Margens Gedankenretorte. Näher als der Zukunftsstaat ist ihnen die Gegenwart, deren Schäden ihr Leib spürt. Hätten nicht Uebel gesprochen, den jede Widerrede in blinde Wuth treibt, sondern der kühle Skeptiker Auer, dann wäre der Angriff des Kanzlers wohl mit der Frage abgewehrt worden, wie er denn seinen Kapitalistenstaat zeitgemäß umzugestalten gedenke... Wir bleiben stets auf dem selben Fleck, hören immer wieder die alten Lieder. Die Zölle werden ermäßigt und wieder erhöht. Das Sozialistengesetz fällt und wird von der Sehnsucht zurückgewünscht. Warum? Die Rothen machen keine Revolution, drohen nicht einmal damit, thun in Fabriken und Kasernen ihre Pflicht, siegen in wichtigen Kämpfen gegen die Unternehmer fast nie, haben nicht schlechtere Eigenschaften als jede lange unterdrückte Klasse, die in die Höhe strebt, und nehmen dem Staat nicht die Lebenslust. Warum also? Weil ihre hochmüthigen Reden ärgern und weil nur das Reden noch gift. Ach, Excellence: *nos songes valent mieux que nos discours*, sprach schon der alte Montaigne. Wem schadet denn, daß wir in Zolldebatten und Sozialistenfehden die tausendmal vernommenen Reden abermals hören? Höchstens dem Parlament selbst, das von Jahr zu Jahr langweiliger und kraftloser wird. Gewiß nicht dem Staat. Der lebt nicht von Worten. Und wer das Geschick eines Staates gestalten will, kann das Wort so hoch unmöglich schätzen.

Zwischen Journalisten und Parlamentariern ist bei uns kaum noch ein Unterschied fühlbar. Meist leisten die Journalisten mehr; die Parlamentarier plappern ihnen das Beste nach. Und Schreiben ist schwerer als reden; der Schreiber muß feinere Arbeit leisten, wenn er Erfolg haben will. Er dürfte nicht, wie der Kanzler des Reiches that, Proudhon, den Aenen des Anarchismus, Kommunisten aus Margens Geschlecht als Autorität vorführen. Seht Euch in Bülow's bewunderter Rede doch die Stellen an, denen der stärkste Beifall folgte. „Ich kann Sie versichern, daß in Republiken auch mit Wasser gekocht wird.“ „Ich versichere, daß der Senat in Rom zur Zeit des Kaisers

Liberius ganz anders aussah als dies Hohe Haus.“ „Es giebt nicht nur Fürstenschranzen, es giebt auch Volksschranzen.“ „Wo herrscht denn weniger Freiheit als bei Ihnen?“ „Es hat niemals ein Konzil gegeben, wo eine solche Unbuddsamkeit, eine solche Engherzigkeit, eine solche Regerricherei geherrscht hätte wie auf Ihrem letzten Parteitag.“ „Die Freiheit, die Sie meinen, ist: Willkür für Sie, Terrorismus für Andere. Und willst Du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich Dir den Schädel ein.“ „Bilden Sie, Herr Bebel, sich etwa ein, ein Engel zu sein? Sie sind mir ein netter Engel!“ „Wenn Sie durch irgend ein Wunder plötzlich an die Macht kämen, würde Ihre ganze Unfähigkeit sich in bengalischer Beleuchtung zeigen; nur im Zerstören und Ruiniren würden Sie groß sein.“ „Alle Versuche, an die Stelle der organischen und gesetzmäßigen und verfassungsmäßigen Fortentwicklung die widerrechtliche und gewaltsame Revolution zu setzen, werden nach meiner Ueberzeugung scheitern, — scheitern an dem gefunden Sinn des deutschen Volkes, das sich selbst aufgeben müßte, wenn es Ihnen folgen würde.“ Nach jedem dieser Sätze ist „lebhaftes Bravo“, „Sehr gut!“ oder „stürmische Heiterkeit“ verzeichnet. Wer hat nicht jeden von ihnen seit den dresdener Septembertagen zwanzigmal gelesen? Und wer will leugnen, daß der Durchschnittsjournalist in hellen Stunden Aehnliches und oft Besseres produziert, ohne deshalb als ein Mann von vielen Graden angestaunt zu werden? Auch die Wortkünstlerleistung ist also gering. Redner großen Stiles, denen zu lauschen Genuß ist, haben die bourgeoisen Parteien und die Verbündeten Regierungen heute nicht. Das Hohe Haus erfüllt schon Seligkeit, wenns was zu lachen giebt, wenn ein eleganter Herr sich zum Ton mittelwüchsigter Feuilletonisten und Wigblattschreiber herabläßt oder Baralitäten losbökert. Dann wird eifern gestritten. „Richter war gestern matt.“ „Bebel zu lang und zu monoton.“ „Keiner so frisch und so lustig wie Bülow.“ Ungefähr wie im Wintergarten, wenn die Programmsterne verschwunden sind. Als hätte für das Reich, für das Volk die Couliissenfrage irgend welche Bedeutung, ob heute der Eine oder der Andere besser bei Stimmung war.

Millionen sind für einen Palast ausgegeben worden, die würdige Stätte der Reichsrathsversammlung. Monate lang wurde versucht, das Volk zu erregen. Vierhundert Abgeordnete entziehen sich der Berufspflicht. Beamte, Stenographen, Seher, Diener plagen sich. Licht, Komfort aller Art, Papier, Druck, Hausverwaltung: das Alles kostet in jedem Jahr ein nettes Sümmdchen. Minister, Staatssekretäre, Deputirten, Räte vertribeln Wochen und lassen in ihrem Bureau Aktenstöße verstauben. Wozu? Damit geredet werden kann. Fünfhundert mündige Männer sind dem Haus, den Geschäften fern, um Reden

zu halten, Reden zu hören, aufzuschreiben, zu drucken. Reden, die im Palast Keinen überzeugen, draußen nur von schon vorher Ueberzeugten gelesen werden; denn jedes Blatt berichtet ausführlich ja nur über die Oratorenleistung der eigenen Partei und kürzt alles Andere so, daß es wie wirres Gefasel klingt. Der Freund ist immer ein Held und ein Weiser, der Gegner immer ein Narr; in der Bösfigen überstrahlt Richters Ruhm das große und kleine Himmelslicht, im „Vorwärts“ hat Babel Kanzler und Bourgeoisie zerschmettert. Die Regirenden werden je nach dem Bedürfniß der Stunde behandelt; ist die Börsenreform und die Kanalvorlage in Sicht, der Minimalzoll noch nicht gesichert, so heißt bei den Liberalen, Graf Bülow habe „die Scharfmacher zu Paaren getrieben“, bei den Agrariern, die Erklärungen des Kanzlers ließen, trotz aller Geschicklichkeit, die Sehnsucht nach einem starken Mann nicht verstummen. Ein reizendes Spiel. Der Vortrag macht des Redners Glück; nicht, was, sondern, wie ers sagt. Wer kein Redner ist, wirkt als ein Tropf, auch wenn er ein weitsichtiger Finder neuer Möglichkeiten und ein guter Bewalter ist. Wird dieser Jahrmarkt der Eitelkeit aber allgemach nicht ein Bißchen zu theuer? Das Achttagewerk, das wir jetzt erlebt haben, wäre viel billiger und nicht weniger nützlich geworden, wenn die geehrten Herren ihre „Gedanken“ in Zeitungen veröffentlicht hätten. Ein Parlament ist, der Name lehrt es, ein Sprechhaus, soll aber nicht zur Aula, zum Klosterparlatorium, zur Singspielhalle werden. Hinter dem Wort muß ein Wille fühlbar sein, der Wille, zu wirken, nicht die Gier, ein Artistenkränzchen heimzuschleppen. Ob Dieser, ob Jener die Säge zierlicher feilt, die Wäge sorgfamer spigt, gilt uns nachgerade gleich. Wir wünschen uns Männer, denen das Wort nur unentbehrliches Mittel ist, nicht Zweck, und deren Wesensmaß Thaten, nicht Reden erkennen lehren. Der Blödeste müßte endlich doch gemerkt haben, was den Sozialdemokraten vorwärts hilft. Neben Allzupersonlichem: daß sie zu wollen wagen. Herr Schaedler will nicht einen Papstkämmerer als Kanzler: Der dürfte ja nicht einmal kleine Gefälligkeiten erweisen. Die Konservativen erschrecken, wenn Wangenheim ins höchste Reichsamt berufen würde: die ganze Industrie stünde bald wider sie auf. Die Nationalliberalen haben nichts dagegen, daß die Reichsaffade altpreussisch bleibt: was gemacht werden kann, wird hinten gemacht. Keiner vertraut der Wucht seines Wollens. Und die Regirenden sind kreuzvergnügt, weil ihr Paraderedner den lautesten Beifall erhalten hat.



Corpsstudenten im Staat.

Ueber den Werth des Corpsstudententhumes für unsere Zeit ist oft gestritten worden. Viele Stimmen verurtheilten es als eine Einrichtung, die sich überlebt habe, eine Schule der Keuschlichkeiten und Verflachung, als ein bequemes Brett zum Sprung in hohe Stellungen, die der Springer durch eigene Tüchtigkeit und aus eigener Kraft nicht erreichen konnte. Die Debatten, die geführt wurden, waren meist uninteressant und unfruchtbar, weil sie den Kern der Sache nicht trafen. Auf der einen Seite ging der Haß Derer, die sich durch die Bevorzugung der Corpsstudenten zurückgesetzt und geschädigt fühlten, rücksichtslos der ganzen Einrichtung zu Leibe; auf der anderen Seite wurden die Corps nicht nur ihrem eigentlichen Gehalt nach, sondern auch in ihren Beziehungen zum heutigen Staatsleben vertheidigt. Beide Parteien führte der Eifer zu weit. Der Kenner weiß heute aus Erfahrung, daß das Leben des aktiven Corpsstudenten unbestreitbaren Werth besitz; der Ehrliche aber wird zugeben, daß die Art, wie der Staat sich in unserer Zeit des Corpsstudententhumes für seine Zwecke bedient, schädlich ist.

Der Schwerpunkt des Corpsstudententhumes liegt im Leben des Aktiven. Denn hier werden die besonderen Gesinnungen und Eigenschaften entwickelt, die das spätere Dasein bestimmen. Die Gegner sagen nun, ein anständiger Kerl könne man sein, auch ohne daß man Corpsstudent war; an Kenntnissen reicher aber werde man jedenfalls, wenn man seine drei oder vier ersten Universitätssemester nicht mit „Pauken und Saufen“ zubringt. Daraus ist Mancherlei zu erwidern. Die heutige Erziehungsmethode geht, vom Beginn der Schule bis zum Ende der Universität, auf eine einseitige Bildung des Verstandes. Ihr Ziel ist, eine möglichst große Summe von Kenntnissen dem Lernenden beizubringen. Auf Gemüth und sittliches Empfinden wird dadurch nicht gewirkt. Die Pflege werthvoller Tugenden, wie Tapferkeit, Selbstdisziplin, Gerechtigkeit, steht nicht im Programm und ist der Initiative des Einzelnen überlassen. Denn Niemand kann behaupten, daß die persönliche Neigung zur Billigkeit durch juristische, zur Tapferkeit durch historische, zur Disziplin durch philosophische Vorlesungen entwickelt wird. Die deutsche Erziehungsmethode zielt ausschließlich auf eine wissenschaftliche, nicht auf eine sittlich bedeutende Bethätigung der Persönlichkeit.

Daraus geht hervor, daß die staatlich gewährte Bildung nicht etwa Lücken aufweist, sondern ihrer wesentlichen Aufgaben sich gar nicht bewußt ist. Nicht das Maß der Kenntnisse, sondern die Durchbildung des Charakters bestimmt in erster Linie den Werth des Menschen. Schnell mit dem Wort Fertige meinen, für diese Durchbildung Sorge das Leben selbst. Das geschieht aber nur bei stark entwickelten Energien. Im Allgemeinen wird der Zufall darüber entscheiden, welche Grundsätze unseres verworrenen Lebens

das jugendliche, leicht zu erobernde Gemüth sittlich beeinflussen und ihm die Tendenz seines Daseins geben werden. Die bequemsten Prinzipien werden in zahlreichen Fällen vorgezogen werden, zumal die Flüchtigkeit und Hast des Verkehrs eine öffentliche Kontrolle des persönlichen Werthes nicht zulassen. Daraus ergibt sich, daß eine Institution, die die vom Staat stiefmütterlich behandelte Bildung des Charakters und Gemüthes auf sich nimmt, auch dann werthvoll ist, wenn sie ihr Mitglied für anderthalb bis zwei Jahre der intensiven Verstandesarbeit entzieht.

Diese Institution will das aktive Leben des deutschen Corpsstudenten sein und ist sie in der That. Es hat zunächst das Mittel der Freude, um die vom Verzwang verhärteten Gemüther zu lockern. Kräfte, die Jahrzehnte lang unter der Tyrannei des Verstandes standen, werden ins Leben gerufen, schließen sich zusammen und stellen das natürliche Gleichgewicht des Menschen wieder her. Vor Allem wird die Begeisterung geweckt. Die herrliche Landschaft der kleinen Universitätsstädte, ein treues kameradschaftliches Verhältniß, die Gebundenheit durch die selben Traditionen und das vereinte Fechten für geliebte Farben: all Das ist geeignet, jugendlichem Sinn Frische und Elastizität zu verleihen. Diese Begeisterung in Ereignissen großen Stils zu bekunden, ist Zwanzigjährigen nicht gegeben; sie haben nur die durch Alter geweihten Mittel schlichter Studentenart. Dem, der über das Primitive dieser Mittel spottet, ist zu entgegnen, daß für den Kulturwerth nur die gehobene Seele, der feurige Herzschlag in Betracht kommt. Wie diese Erhebung bewirkt wird, ist gleichgiltig; nur ein ganz Unkultivirter lacht über Den, der, trotz den beengenden Schranken von Jugend und Lebensstellung, sich mit bescheidenem Werkzeug sein Glück zimmert. Begeisterung und seelischer Schwung sind heute seltene Güter. Die Corps gewähren sie durch eine edle Mischung von Heiterkeit und Ernst. In ihrem Bereich werden die frohen Feste der Jugend gefeiert, von denen alte und neue Lieder uns künden; bei ihnen wird aber auch der Werth des Einzelnen gemessen an dem Schatz traditioneller Gefinnungen, die Alles in sich schließen, was den Mannesadel ausmacht. So erziehen die Mitglieder einander durch Freude und Pflicht. Nur der in seinen Anlagen Mistrathene wird abgestoßen und muß wieder seine Wege gehen; keines Mitgliedes innerstes Wesen schlüpft glatt und unerkannt an der Kontrolle der Gesamtheit vorbei. Sache der Corps ist, der Freundschaft die Treue zu halten, Traditionen zu ehren, die Ehre zu pflegen. Man gewinnt in ihnen die Form und die äußere Sicherheit des Lebens, festigt seinen sittlichen Grund, erprobt den Charakter an den äußersten Polen der Härte und der Zartheit und gründet sich eine Heimath aller anständigen Gefühle. Heute, wo Alles auf eine armsällige Tagesnützlichkeit zielt und nur Güter erstrebt werden — auch die Kenntnisse gehören hierher —, die für den Be-

siger baare Münze werth sind, ist der romantische Luxus einer kurzen, an das rein menschliche, auch rein animalische Aufleben „vergeudeten“ Zeit nicht hoch genug zu bewerthen. Daß das Corpsstudententhum, wie jede irdische Einrichtung, seine Mängel und Fehler hat, wird kein Vernünftiger bestreiten. Vielfach wird behauptet, es habe jetzt die Lebenskraft und den Schwung verloren, die es einst besessen habe, und vegetire als unzeitgemäße Einrichtung dahin. Das ist nicht richtig. Ich kenne das Corpsleben von acht deutschen Universitäten und darf behaupten, daß es heute, unter anderen Formen, genau das Selbe will und erreicht wie früher.

Das gilt für das Leben der Aktiven. Anders steht es mit dem Corpsstudententhum als solchem. In vergangener Zeit verdankte man ihm nichts als eine persönliche Bereicherung des Innenlebens, eine Wodung von Kräften, die bei vielen Anderen schliefen, einen Schatz schöner Erinnerungen. Aber man trug solchen Besitz nicht zur Schau, sondern hütete ihn, wie man ein gutes Bild hütet. Zu dem Außenleben trat das Alles nicht in Beziehung. Heute aber hat sich das Corpsstudententhum mit dem Staat verbunden: und aus diesem Bündniß entstanden alle feindlichen Stürme gegen die Corps.

Die Staatskunst unserer Tage hat hohe Ziele nationaler Politik nicht zu zeigen vermocht. Ihr Wirken ist nicht das Entfalten eines großen Programmes, sondern ein beständiges Saniren und Beschwichtigen, ein ängstliches Retten von Tag zu Tag. Die modernen Ergebnisse wirthschaftlicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit spiegeln sich in der inneren Politik des Reiches nicht wider; zwischen ihr und der zeitgemäßen, sich langsam entwickelnden Kultur entsteht ein immer schrofferer Gegensatz. Die Leitenden fühlen die Macht der neuen Zeit; statt deren Kräfte aber in ihren Dienst zu nehmen und das freie Geisteswerk zur Grundlage von großen Reformen zu machen, halten sie angstvoll vorgestrige Dinge fest und suchen den Staat als einen Komplex altmodischer und verworrener Ansprüche vor dem Ansturm des Neuen zu schützen. Für diese Deutschland in seinem Geistesleben hemmende Politik suchen sie Unterstützung, wo sie zu finden scheint. So mußten wir die Religion zu einem „staaterhaltenden“ Faktor erniedert sehen und das Schauspiel erleben, daß die Kunst oft ihre mühsam erworbene moderne Art verließ, um würdelose Dienste zu thun. Doch diese Kruden genügten nicht, um eine müde Politik vom Heute zum Morgen zu schleppen. Der Beamten mußte man sicher sein; zumal derer, die im Verwaltungsdienst stehen. Und wie unsere Politik die Religiosität dadurch vergiftet hatte, daß sie sie als ihr wohlgefällig überall belohnte und bezahlte, wie sie die Kunst demoralisirte, indem sie ihre patriotische Gesinnung auszeichnete, so bemächtigte sie sich auch des Corpsstudententhumes, dieser Quelle harmloser Begeisterung, jugendlicher Freiheit.

In Folge der Schulung seines Charakters, der Ausbildung seines Tactgefühles und seines Sinnes für Disziplin eignet sich der Corpsstudent gut für die höheren Stellungen des Staatsbeamten. Nun ist für diese Posten das Haupterforderniß aber „politische Zuverlässigkeit“, die darin besteht, daß man unter Aufgabe seiner Persönlichkeit mit der Regierung auch da, wo es sich nicht um Ausübung des Amtes handelt, selbst wider besseres Wissen und Gewissen durch Dick und Dünn geht. Diese sittlich zweifelhafte Forderung widerspricht schroff den corpsstudentischen Tugenden des persönlichen Muthes, der Ehrlichkeit und der eigenen Werthschätzung. Wenn der Corpsstudent die dem in diesem Sinn „Zuverlässigen“ gebührende Stelle erhält, muß er die im aktiven Leben geübten Gesinnungen verleugnen. Er muß sich, wie Jeder, der sich um diese Posten heiß bemüht, der Uebermacht eines Systems beugen, gegen das er als Einzelner ohnmächtig ist. So kam es, daß die als Schwäche sittlich tiefstehende „politische Zuverlässigkeit“, die für die leitenden Staatsstellungen gefordert wird und die weder mit altpreussischem Gehorsam noch mit corpsstudentischer Art das Geringste zu thun hat, durch die Bevorzugung des Corpsstudententhumes äußerlich mit ihm verbunden erscheint. Schon hält Mancher für nützlich, die feile Liebedienerei, die jedem Corpsstudenten von Natur verhaßt ist, als corpsstudentische Tugend zu preisen, die Belohnung verdiene. Die Folge war, daß dem Leben des Aktiven die Harmlosigkeit gefährdet und schon in der Jugend eine der düsternen, unproduktiven Politik genehme Art, das staatliche und soziale Leben zu sehen, herangebildet wurde. So setzte der Staat vor die Schwelle des aktiven Corpslebens die Hoffnung auf Vortheil und Belohnung, trug in diese schöne Zeit die Furcht, ob sie zu Gunsten der künftigen Karriere gut ablaufen werde, und ließ an ihrem Schluß die Freude darüber entstehen, daß nun die erste Vorbedingung zum Avancement gesichert sei.

So beschmuht der Staat selbst alle Quellen, aus denen ihm reine Freude fließen könnte. Und wie die Religion, die Kunst am Besten gedeihen und die meisten Anhänger finden wird, die um ihrer selbst willen ehrlich geübt wird, so hat auch das alte Corpsstudententhum, das mit Begeisterung, fern von staatlichen Beziehungen, zur persönlichen Freude und Bereicherung gepflegt wurde, eine höhere Blüthe erreicht als das jetzige. Auch heute noch ist das aktive Leben tüchtig und herrlich, auch heute noch weckt es Freude und Begeisterung und der jugendliche Sinn überwindet spielend den gefährlichen Geist der Vortheilsucht. Zu wünschen wäre aber, daß die hier gesammelten Kräfte vereint auch im späteren Leben der Uebermacht eines schlechten Staatssystems Stand hielten. Gutes verheißt nur die Politik, die der Wahrheit und dem Muth freien Raum läßt; in den Abgrund aber führt sie, wenn Heuchelei, Freigebigkeit und Sklavensinn ihre unentbehrlichen Stützen sind.

Posen.

Wilhelm Uhde.

Das Märchen der Dezembernacht.

Von einem Wunderland, von einem Reich der Märchen und der großen Zauberkräfte will ich erzählen. Denn Dies ist die Zeit und der Monat des Märchenerzählens; eines heimlichen und süßen Traum und Dämmerungslebens, das in unseren Seelen erwacht. Es steigt in uns herauf, es bringt von außen mit dunklen Gewalten auf uns ein. Denn innig und fest, durch alle Bande des Blutes und Lebens, sind wir mit der Natur, mit Wald und Strauch, mit Wasser und Licht, mit Himmel und Erde verflochten und die Seele in uns ist nur eine andere Form der Welt, die uns umgiebt. Von einer Mystik des Greisenalters spricht unsere Psychologie, von einem Geisteszustand des alternden und hinstorbenden Menschen, da er gleichsam mit neuen Sinnen in andere Welten hineinlauscht und hineinschaut, wieder zum Kinde wird und mit einem selig gläubigen Väheln sich aufbaut, was er als Mann zerstückt. Und aus dem alten Indien wissen wir, daß der Mann, wenn er sechzig Jahre alt geworden, den großen Abschied von dieser Erde nahm, Haus, Hof und Besitz verließ, von Weib, Kind und Familie sich losriß und in den Wald, in die Einsamkeit ging, um das Dasein, das er hier führte, durch letzte Selbsterkenntniß zum reinen Abschlus und zur Vollendung zu bringen. Trägt nicht vielleicht auch diese entlaubte und hinstorbende Winterwelt tiefinnerlich schon von Ursprüngen her solch ein mystisches Träumen und Warten in sich? In den langen, dunklen Nächten hören wir, wenn wir mit Dichtersinnen in die Finsternisse hineinlauschen, die Lieder und Melodien eines verborgenen Lichtes, das wir nicht sehen, den Gesang einer versunkenen Sonne, die mit all den Blumen und Kräutern und Myriaden lebendiger Reime in die Erde hinabsank. All das Licht und das schlafende Leben in den vereisten Wassern und den Schollen der Acker, die Säfte, die in den entblätterten Bäumen treiben und jeden Augenblick fertig sind, junge Knospen zu bilden, wenn die Luft nur einige warme Athemzüge thut: es sind süße Stimmen einer Märchenwelt und erzählen uns von versunkenen Frühlingsstreichen und vergrabenen Sonnentempeln, von schlafenden Königinnen und verborgenen Schätzen. Und wenn gerade in diesen Tagen, immer wieder schon seit Jahrtausenden, wie eine Naturgewalt, eine wunderbare selige Märchenstimmung über uns kommt, ein seltsam Kinderwesen, all das Heimliche, das wir Weihnachtslust und Weihnachtsfreude nennen, so ist wohl nur, weil unsere Seele widerhallt von den tausend Stimmen und Gesängen des in Finsternissen verborgenen Lichtes, weil unter den Oberflächen unseres Bewußtseins in purpurnen Tiefen eine neue Sonnen- und Märchenwelt schlummert, ein besseres Menschenland, wie unter den Winterdecken der kommende Frühling schläft. Und wir hören diese Stimmen gerade in dieser Zeit der kurzen Tage und langen Nächte so hell und deutlich, weil es eben die so dunkle Zeit ist.

Ueber uns, die wir Kinder dieser nordischen Länder, die wir in einem Nebelheim geboren und herangewachsen sind, kommt zweimal im Lauf jedes Jahres ein seltsamer und süßer Lichttausch, eine Stimmung des Glückes und einer hellen Luft, eine große, allgemeine Liebestrunkenheit, daß uns ist, als sollten wir alle Welt und Menschheit mit freudigen Armen umfassen. Die Fesseln

lösen sich, auf einen Augenblick springen die Ketten, die uns umschnüren, und wir schauen gleichsam auf eine neue, andere, verwandelte Welt hinaus, eine sonntägliche Welt, eine Welt der Güte und der Freigiebigkeit: und Alles erscheint wie von reiner Poesie kristallen umflossen und durchleuchtet. Dieses kommt einmal über uns in den Maientagen, in der Zeit der springenden Knospen und aufgrünenden Saaten, wenn die neue Sonne lebendig in all unsere Sinne einbringt, und einmal wird es in uns wach in den Dezembertagen und wir stellen den immergrünen Baum des Lebens, von weißen Lichtern strahlend, in unser Zimmer; wie im Frühling ist's uns, als ströme der goldene Wein der Wiederverjüngung durch unsere Glieder. Der Dezember ist gleichsam wie ein Wintermienenmond und es sind nicht zuletzt sehr tiefe, geheime und geheimnißvolle Ströme von Wechselbeziehungen, die unsere Maingefühle und unsere ganze Maipoesie verbinden mit all den Freuden und seligen Liebesstimmungen des Weihnachtsmonats. Mir ist, als verspürte ich da Etwas von einem großen Rhythmus, der durch das ganze Weltall geht und auch durch unsere menschliche Seele zittert, als ruhte all Das, was wir Lust und was wir Leid, Freude und Schmerz, Glück und Unglück nennen, mit seinen Wurzeln im untersten Schoß der Dinge vergraben. Unser menschliches Gefühl ist eine unendliche und unausgesezte Wellenbewegung; gleich dem regelmäßigen Steigen und Fallen des Meerwassers, scheint es, steigt auch die Welle unserer Lustempfindung, unserer Lebensglücksgefühle immer wieder zweimal im Jahre, einmal nach fünf und einmal nach sieben Monaten, am Höchsten empor. Wie zwei Reime zusammenklingen, so verbindet eine innerliche Harmonie unsere Maien- und unsere Weihnachtsempfindungen. Wenn der Frühling ins Land kommt, steigt ein Drängen und Wallen in uns auf, das uns gleichsam aus uns selber her austreibt. Eine Lust nach Weite und Ferne blüht in uns auf. Uns werden Haus und Zimmer eng und draußen die Welt liegt in so goldenen Schönheiten ausgegossen, daß wir uns auflösen und aufgehen möchten in all dem Licht und grünen Glanz der Maiennatur. In diesen Winterstunden aber ist uns, als sollten wir uns in uns selber zusammenziehen, als müßten wir in uns und bei uns selbst einkehren, als schloßen wir das Auge zu gegen die Welt, die uns als ein Außen umgiebt, und würden uns eines anderen Sonnenlandes und einer anderen Welt der Schönheit bewußt. Im Maienmonat gehen wir in ein Licht hinein, das wir als eine Sinnenerleuchtung trinken; wir ziehen einer Sonne entgegen, die leuchtend die blauen Lüfte durchglänzt. Unsere Weihnachtslust ist das erschauernde Gefühl von einer verborgenen Sonne, die wir nicht sehen, von einem heimlichen Licht, versteckt hinter Schleiern der Finsterniß, von einer Wunderrose, die aus Schnee und Eis aufblüht, mitten in halber Nacht, wie das alte Lied singt. Der Weihnachtsbaum ist nur ein anderes Symbol dieser mystischen Weihnachtsrose, dieses Feuers in der Nacht, dieses Lebens im Tode. In Maienfreude jaulen wir einer Welt entgegen, die uns mit tausend Gaben und Gütern, mit Blüten und Früchten überschüttet; im Winter, wenn die Natur karg und arm geworden, kommt über uns ein Hauch der Fruchtbarkeit und Freigiebigkeit, daß wir gütig einander beschenken. Zur Maienzeit ist es die Natur, die wir als Licht, als Befreierin und Erlöserin empfinden; unsere Dezemberfreude aber tönt aus in einen großen Jubelhymnus: *Ecce homo!* Und wir feiern den Erlöser Mensch,

den Menschen, dem Lichtbringenden, welcher der toten Natur den Hauch des Lebens einbläst. Wenn der Frühling uns umleuchtet, ist in unseren Gliedern ein Glähen und Drängen, eine Lust vom Mann zum Weib und vom Weib zum Mann, Mai und Liebe klingt in unserer Seele wie ein Reim zusammen und Alles, was Sinnenglück und sinnliche Liebe heißt, kommt als seligster Rausch über uns in den Maientagen. Doch in den Weihnachtszeiten scheint es uns, als verspürten wir mehr und tiefer als sonst den Hauch und Athem einer unendlichen Geistesliebe, die über alle Dinge hinkuthet; eine wunderbar heilige und feierliche Stimmung wird in uns wach und wir fühlen ein Ewiges und Neues, das alle Menschen mit einander verbindet und stark ist, aus dieser Welt des Hoffes und der Feindschaften eine andere Welt aufzubauen, wo zwischen Du und Ich, zwischen Mein und Dein kein Kampf und Streit mehr ist.

Die zwei großen Wellen eines Lebenslustgefühles, die uns emportragen, regelmäßig wie der Wechsel der Jahreszeiten — einmal zur Maien- und einmal zur Weihnachtszeit — sind sie nicht wie die Rhythmen und die Wechsel, die wir von je her in Allem, was ist, wahrgenommen haben? Ein Doppellustempfinden, aus zwei Quellen aufsteigend, trägt und hebt uns, doppelte Lebenskräfte durchbringen uns und führen uns immer weiter. Wir wachsen einem Licht und einer Sonne entgegen, die um uns sind, einem Licht der Sinne und der Sinneswirklichkeiten, und wir streben einer Sonne und einem Licht zu, die in uns leuchten und glähen. Das vergrabene Licht, die Sonne, die wir nicht sehen und deren wir doch gewiß sind, die das Gewisseste alles Gewissen, das Wirklichste alles Wirklichen bilden: wir sprechen seit Jahrtausenden davon als von unserem höchsten Besiz. Wir graben umsonst nach ihm mit dem Messer des Arztes und der Wissenschaft, wir suchen es umsonst mit Händen zu fassen und zu greifen, — und es ist dennoch. Geist nennen wir's. Natur und Geist. Das ist der große und letzte Rhythmus, der unser Dasein durchflutet, das Doppelantlitz der Welt, die zweiseitige Quelle unseres Lebens, die beiden Schalen, in denen wir auf- und niedersteigen. Maienlust und Maienteste! Da rauschen und öffnen sich die Brunnen der Natur, wir jauchzen der Welt zu, die uns grünend umfließt, und wir singen ein Lied von dieser Erde und von diesem Menschen. Dezemberfreude und Dezemberseligkeit! Da feiern wir dem Geist ein Fest und eine wunderliche Märchenstimmung kommt über uns, ein Urkindergefühl und ein Urkinderleben; mit Geisteraugen schauen wir im Schoß der Erde vergrabene Schätze, Sonnentempel und Lichtburgen, eine Welt großer Zauberkräfte und ewiger Verwandlungen öffnet sich uns, und wie im Lode der Winternacht ein Licht leuchtet und eine Rose entspringt, so schläft in dieser Mutter Erde eine Kindeserde. Und wenn dieser Mensch ablebt und stirbt, dann steht ein Zukunftsmensch im Frühlingskeime auf, der aber nur schlummert in dem Menschen von heute, wie der Same unter der Schneedecke des Winters schläft und im Mai als Blume aufblüht.

Von dem Märchen der Dezembernacht und der Winter Sonnenwende will ich sprechen, von einem Zauberland und einem Reich der Verwandlungen. Das aber ist kein Märchen und ich spreche nicht von Wundern und Unmöglichkeiten, sondern von dem Wirklichsten aller Wirklichkeiten; nicht in Wolken und Himmeln über uns, auf anderen Sternen und Planeten liegt dieses Zauberland, sondern es

ist nichts als diese unsere Erde und nicht in weiten Zukunftsfernen dehnt es sich aus, sondern es ist eine Gegenwart und in jedem Augenblick können wir den Menschen in uns zum Absterben bringen und stehen lebendig da als der neue Geistesmensch, der große Freie, jenseits von Du und Ich, jenseits von Dein und Mein, von Egoismus und Altruismus, erhaben über Todesfurcht und los von der Furcht vor dem Leben.

Seit so manchem Jahrtausend ringt die Menschheit um die alle anderen Fragen einschließende Frage, was das Wesen der Welt sei, und das große Grundproblem, das von je her die Philosophie und die Wissenschaft bewegte, es ist noch heute immer das selbe und unsere modernste und jüngste Naturwissenschaft laut an dem selben harten Brot, das schon die älteste griechische Naturphilosophie nicht zu verdauen vermochte. In zwei Lager gespalten, stehen heute die Naturphilosophen einander gegenüber und bekämpfen einander, wie die Philosophen stets gethan haben. Sie nennen sich entweder Atomistiker oder Energetiker. Ist die Welt Stoff oder ist sie Kraft? Das ist genau die selbe Frage, die einst den Sensualisten John Locke von dem Spiritualisten Berkeley schied, ewig der selbe Zwiespalt, der all unser Denken von Anfang an anderrirrt. Ist die Welt Materie oder Geist? Sind wir Menschen Leib oder Seele? Aber wir haben gefragt und gefragt und keine Antwort gefunden; es muß wohl etwas Wahnsinniges und Wespenstisches in diesem Fragen liegen. Uns überläßt es immer kalt vor diesen grauen und dürrten Spekulationen und wir haben in Kant den Befreier gepriesen, der uns von diesem schrecklichen Joch erlöste. Aber mit Kant sind wir auch zu armen, hilflosen, beschränkten Menschenwesen geworden, eingeschlossen in eine Natur, die wir nicht zu verstehen vermögen, im Besitz einer Erkenntniß, die nichts zu erkennen vermag.

Doch noch ein anderer Kant hat jenen Philosophen geantwortet, einer jener wunderbaren Degemberrmädchenmenschen, in denen die Erdenkinder stets die wahren Uebermenschen sahen, die sie als Gott selbst auf den Thron erhoben: ein Weltgefährte und Bruder jenes Winterlichtkinds, dem unsere westliche Kultur in diesen dunklen Tagen Millionen Weihnachtskume anzündet. Jene Philosophen kamen auch einst zu dem indischen Christus, zum Buddha, und legten ihm die alten, urewigen Fragen der kantischen Antinomien vor, die noch heute unsere Fragen sind. Ist die Welt endlich oder unendlich? Ist die Welt Materie oder ist sie Geist? Und jubelnd spricht zu ihnen der Buddha von der höchsten Erkenntniß, die ihm unter dem Bodhibaum sich offenbarte. Doch anders spricht er als Kant: nicht wirft er uns als Blinde und Hilflose in den Staub, sondern zu Göttern hebt er uns empor und für ihn sind jene Fragen nicht, wie für den Königsberger Weltweisen, höchste und tiefste Fragen, die nur in einer Jenseitswelt und durch Uebererkenntniß gelöst werden können, sondern er nennt sie Fragen einer Thiermenschheit und einer Untererkenntniß. Mit lächelnder Ironie weht der Buddha alle Philosophen von sich ab. „Bei allen Euren Fragen habt Ihr nur Eins vergessen: nämlich das Leben und was das Leben ausmacht. Wohl wird Euch nie Antwort werden, doch nicht, weil diese Antwort über Eure Kraft geht, sondern, weil es ganz thöricht und unsinnig ist, so zu fragen. Wenn Ihr auf den ewigen Strom des Lebens blickt, dann schaut Ihr, daß, so lange Ihr diese Frage stellt, Euer Dasein nichts ist als eine große Krankheit.“

Die Wissenschaft fragt: Was ist die Welt? Ist sie Materie oder ist sie Geist? Und wie in einer dunklen Ahnung von jener höchsten Erkenntniß des Buddha sagt diese Wissenschaft uns selber immer wieder, daß sie stets umsonst nach dem Leben sucht, es nicht finden kann und nicht weiß, was das Leben ist. Ihr war immer das tote Object nur zugänglich. Doch neben der Quelle der Wissenschaft strömte stets noch eine andere Quelle, aus der die Menschheit in ihren Zweifeln, Kämpfen und Schmerzen schöpfte, und wir dürfen heute wieder *hals- und arbeitslos, bekümmert, verunsichert, unglücklich, ohne Hoffnung, ohne Zweck, ohne* armen Finsterlingen werden, zu rückwärts gesunken und rückständig gebliebenen Geistern. Veise klingt heute wieder aus dem Lärm des Tages ein Erbsuchtruf empor: Religion! Wie zwei Genien stehen sie neben einander am Brunnen der Welt, ein Schwesternpaar, Religion und Wissenschaft, Geisteskind und Kind der Natur, Mariengottheit und Dezenbergottheit; vom Wirklichen redete immer die Wissenschaft und vom Unwirklichen redete immer die Religion und dennoch — wunderlicher, geheimnißvoller Widerspruch! — jene, die das Wirkliche suchte, hat uns immer klagend und verzweifelnd mit tausend Zungen zugerufen, daß sie das Leben nicht zu finden vermöge, die aber, deren Augen sich im Unwirklichen verloren, sprach jubelnd von Erlösungen und kündete, daß sie uns kristallene Wasser des Lebens reiche. Religion! Mit dem Klang des Wortes kommt über uns der Traum, der Schauer, die dunkle Mystik und Märchenstimmung der Dezemberfinsternisse, der Geisteslust und der Geistesfeste. Religion! Und gleich auch stehen wir in der Welt der verborgenen Schätze und hören die alten Märchen vom Paradies und vom dritten Reich, vom Reich des Geistes und dem neuen Jerusalem, von einem neuen Menschen, zu dem wir werden, wenn der alte Adam in uns abstirbt, das Lied vom Gott- und Uebermenschen, den wir in uns erwecken sollen. Magischer Zauberkräfte rühmen sich diese Religiösen, als zu Wunderthätern blicken die Menschen zu ihnen empor. Auf ein esoterisches Wissen deuten aber all diese Religionen und alten Priesterkulte mit mystischen Zeichen und Zeichnungen hin, mit geheimnißvollen Symbolen und wunderlichen symbolischen Handlungen. Durch all diese Symbole aber geht ein letzter Sinn, eine letzte Lehre; ein Wort klingt uns immer wieder aus den ägyptischen und eleusinischen, aus den indischen und christlichen Musterten entgegen, ein Wort, das uns gewöhnlich als der Inbegriff alles Zaubers erscheint: das Wort Verwandlung. Doch wenn gerade unsere Märchen und Mythen, all unsere Dezembernachtsdichten uns von nichts als immer wieder von Verwandlungen berichten, so ist Das wohl nur deshalb, weil all diese Märchen eben nur Trümmerreste und Bruchstücke uralter Priester- und Tempeldichtung sind.

Die ewige Freuden- und Erlösungsbotschaft all dieser Religionen aber ist die Verkündung eines Reiches des Geistes, das einst zu uns kommen soll und uns von unserer Sünde befreien wird. Was aber ist die Sünde? Die Materie. Die Lehre vom Sündenfall, die in den altindischen Veden zum reinsten und schärfsten Ausdruck kommt, ist die Grundlehre aller Religionen. Der Geist verwandelte sich in Materie. Das war für ihn Trübung und Befleckung. Wir müssen wieder immateriell werden, unseres Körpers und Leibes uns ganz entledigen und gehen in das Nirwana und in das Gottesreich ein. Der Kampf gegen den Leib und für die Vergeistigung des Menschen ist der Inhalt der großen

alten Religionen, der Weltanschauung, die auch uns seit nun fast zweitausend Jahren beherrscht; und wenn heute Einer sich zum Vegetarismus bekennt, nur Pflanzen- und keine Thierernahrung zu sich nimmt, so ist in ihm ein Drang und ein Wissen von jenem alten Bedä der Inder. Was die Menschheit in diesem Kampf gegen den Teufel, um ihrer Reinigung und Entsündigung willen, seit Jahrtausenden vollbracht hat, ist eine furchtbare Tragödie, ein erschütterndes Drama „Ueber die Kraft“; und mögen wir sonst über sie denken, wie wir wollen: diese wilden Heiligen, diese Asketen, die um des Geistes willen ihren Teufel unter dem schrecklichsten Foltern verbrannten, lehren uns das Eine, daß in dem Menschen in Wahrheit etwas Uebermenschliches lebt. Was furchtbarer Wille und Energie, was Menschengreife und Kraft zu erreichen vermag, wird uns vielleicht nirgendwo so deutlich wie in diesen Orgien der menschlichen Askese.

Geist verwandelt sich in Materie. Materie verwandelt sich in Geist. Das ist die einfache, schlichte und naive Grunderkenntnis der Religionen, das älteste Wissen der Menschheit. Eine Verwandlungslehre steht als Ausgangspunkt schon an den ersten Anfängen des menschlichen Geisteslebens. Aber wunderbar: dieses älteste Wissen ist auch unser jüngstes und neuestes Wissen und erst in dem letzten Jahrhundert wurde unsere Naturwissenschaft Metamorphosenlehre. Das Märchenland der großen Zaubereien und unablässigen Verwandlungen, von dem wir in diesen Dezembernächten uns erzählen, ist nichts als diese unsere Erde, diese unsere Gegenwart, die nächste uns umdrängende Wirklichkeit; und nichts, nichts geschieht irgendwo und irgendwann, ob wir auf die Natur hinblicken oder ob wir unseres Geistes bewußt werden, was nicht Verwandlung wäre.

Wenn dies Weltwesen aber Verwandlung ist, wenn unsere heutige Naturwissenschaft sich Metamorphosenlehre nennt, so wird damit der ewige Streit, ob das Urwesen der Welt Materie oder Geist ist, Kraft oder Stoff, allerdings hinfällig. Atomistiker und Energetiker sind ganz gleichmäßig im Recht wie im Unrecht, — die Frage, ob zuerst das Anorganische oder Organische, hört überhaupt auf, eine Frage zu sein; denn als das Urwesentliche ist eben die Verwandlung erkannt, die unablässige Verwandlung von Geist in Materie, von Stoff in Kraft. Die alte Kausalität-Weltanschauung, die auf der Formel von Ursache und Wirkung beruht, die mit Kant stets von einem a priori und a posteriori redet, uns an ein bloßes Nacheinander und Nebeneinander der Dinge glauben läßt, wird in Wahrheit durch eine konsequent durchgeführte Metamorphosenlehre über den Haufen gestürzt und die ihr eigentlich entgegenstehende Erkenntnis, auf die ein Goethe, ein Hebbel, ein Hegel hindeuten, wurzelt in der reinen Erkenntnis von einem In- und Durcheinander der Dinge, von einem polaren Wesen der Welt; durch unsere allerjüngste Elektronlehre kommt Schelling wieder zu seinem Recht. Nehme ich aber einmal ein polarisches Weltwesen an, dann besitzen Monismus und Dualismus nur noch sekundäre Bedeutung.

Noch ich will nicht in die dürrten Pfade der Spekulation führen, sondern im Dunkel dieser Dezembernacht die junge, grüne Maienerde zeigen, die heute noch unter Schnee- und Eisdecken vergraben liegt. Ein wunderbarer Glaube ist, der in den Mysterien und in den Priesterkulten schon in altersgrauen Zeiten verkündet wurde, eine wahrhaftige Erlösungsbotschaft; und die furchtbaren Heiligen und wilden Asketen haben uns oft genug bewiesen, daß dieser Glaube an

die Verwandlung unermeßliche moralische Kräfte verleiht, den Menschen mit magischen Fähigkeiten übergießt und ihn gegen die schrecklichsten Schmerzen unempfindlich zu machen wußte. Ist es denn ein Märchen, eine Traumphantasie, was uns die alten indischen Veden von der Verwandlung des Geistes in Materie erzählen, ist es nicht die einfachste, nackteste Wirklichkeit, die sich in jedem Augenblick vollzieht? Und dennoch klingt uns wunderbar mystisch und mit unglaublichem Schauern hören wir jene Priesterworte. Daß sich Geist in Materie verwandelt: Das glauben wir nicht eher, als bis wir's gesehen haben. Das wäre, so denken die Meisten, ja das Märchen- und Schlaraffenlandwunder, daß ein armer Teufel sich hundert Thaler wünscht, und in dem selben Augenblick hat er sie auch schon wirklich in der Tasche. Nein: so einfach geht die Sache allerdings nicht, daß wir nur *Abrahadabra* oder sonst ein Zauberwort aussprechen, daß wir nur Etwas wünschen und möchten: die Natur will uns immer ganz und sie giebt nur dem Zaubermeister, der die Kunst des Verwandeln's wirklich auch ausübt. Der arme Teufel, der da immer bloß wünscht und wartet, daß ihm gebratene Tauben in den Mund fliegen, hofft ganz vergebens darauf, daß die hundert Thaler, die er denkt, zu wirklichen hundert Thalern werden; aber es giebt der Hexenmeister genug — heute scheint diese Kunst besonders in Amerika zu blühen —, die sich ausgezeichnet darauf verstehen, Phantasie-Millionen in sehr reale Millionen zu verwandeln.

Die Märchenwelt der alten Priestermysterien ist die wirklichste und positivste der Welten. Geist sollte sich nicht in Materie verwandeln können? Aber in dem Augenblick, wo ich zu Einem spreche, geschieht es. Was ich sprechend in diesem Augenblick denke, was mein Geist ist, — im gleichen Augenblick denkt es auch Der, zu dem ich spreche, ist es in dem Geist des Anderen. Vertrauen wir uns einmal dem alten John Locke an: Nichts ist in unserem Denken, was nicht vorher in unseren Sinnen, was nicht eine Sinneswahrnehmung, nicht etwas Materielles war. Daß ein Anderer überhaupt weiß, was ich denke, ist nur deshalb möglich, weil ich mich auf die Kunst verstehe, meinem Geist in Materie zu verwandeln. Und darauf verstehen wir uns Alle. Denn wir sprechen und wir hören, was wir sprechen. Unsere Worte sind Sinneswahrnehmungen, Schälle, die wir durch unser Ohr aufnehmen, und deshalb eben so gut materielle Dinge wie das Haus, in dem wir uns befinden, wie die Bilder dort an den Wänden. Sprache ist lautes Denken, hat der alte Schleier gesagt. Das heißt: unser Denken wird zu Lauten, unser Geist verwandelt sich in etwas Materielles.

Wir glauben heute an einen sprachlosen Menschen, an eine Urzeit, da der Mensch diese Verwandlungsfähigkeit, die Kunst, seine Vorstellungen in Worte umzusetzen, noch nicht besaß. Denn wir sind immer neuer Verwandlungen fähig geworden und die ganze Kulturgeschichte besteht darin, daß wir immer vollkommener Zaubermeister werden und immer neue Künste der Verwandlung uns aneignen; jede neue große Menschheitsperiode beginnt mit dem Erwerb solcher neuen Kräfte; von der letzten, gewaltigsten und größten Verwandlung aber erzählt uns das Märchen der Dodekembernacht: von der Verwandlung des Menschen selbst, von der Grundumwandlung des ganzen Menschen, von der Umgestaltung des alten Menschen in einen neuen, des Thiermenschen in einen Gottmenschen. Das ist das große Geistesfest, das wir zur Winter Sonnenwende in diesen langen Dodekembernächten feiern: die Entstehung

und Geburt dieses Lichtmenschen, dieses Sonnenhelden, der uns einen neuen Frühling der Welten bringt. Und zur höchsten Höhe steigt immer wieder die Welle unserer Lustgefühle in dieser Zeit empor, da wir uns, umstarrt von Finsternissen, von Eis und Schnee, die goldenen Märchen von den Verwandlungen erzählen. Da siegt in uns der gläubige Christus und Siegfried über den armen glaubenlosen Heiden, den Tschandalen und Thiermenschen, der kein zauberkundiger Mysteriespriester ist und nichts weiß von den ungeheuren magischen Kräften der Verwandlung. Mit stumpfen Sinnen sitzt dieser arme Tschandale im Staub und sein ewiges Lied ist, daß die Welt immer so bleibt, wie sie heute ist, daß der Mensch nie anders wird; wir aber sprechen in dieser Stunde zu ihm, wie der Priester, der Brahmane: Du Thor! Du Narr! So sieh doch um Dich! So öffne doch Deine Sinne. Alles ist Verwandlung! Was ist in dieser Welt nicht Verwandlung? Unablässig und unaufhörlich ruft Dir die Natur das Eine mit Myriaden Stimmen zu, daß Du stets ein Anderer bist.

Was ist Religion? Glaube an den Gottmenschen. Glaube an den Tod und Untergang des Thiermenschen. Glaube an den Frühling und an die Freude. Glaube an das Ende der Nacht und des Leidens. Das Wesen der Religion ist nichts als das Wesen der Welt selbst. Es ist nicht nur der Glaube an die Verwandlung, sondern es ist die That und die lebendige magische Kraft, daß wir uns in Wahrheit und in Wirklichkeit in den neuen Menschen verwandeln. Jede Nacht aber kann für Dich zur Heiligen Nacht werden; in jeder Nacht kannst Du wieder geboren werden.

Denn hier scheidet sich eine neue Religion von einer alten Religion. Wir haben die alte Lehre von der Verwandlung des Geistes in Materie gehört, das dunkle Winternachtslied vom großen Sündenfall der Natur, wie das Lebendige in die Gewalt des Todes fiel, wie der Geist von der toten Materie gefesselt wurde. Die Materie ist das Sündige, der Leib ist das Befleckende. So wurde diese Erde zu einer Stätte der Dual; wir lernten den Tod fürchten und schämten uns unseres Leibes. Nur in einem gespenstischen, unsagbaren Jenseits gab es eine Erlösung, nur wenn wir dieses Körpers ganz los und ledig geworden, wenn wir dem Dasein erloschen sind, wird uns eine leere Ruhe, ein bewegungsloser Friede zu Theil. Es war das alte Lied von einer Hölle und einem Himmel, von einem Kampf und einer furchtbaren Feindschaft zwischen Leib und Seele, zwischen Materie und Geist; damit das Eine siege, mußte das Andere vernichtet werden. Eine dunkle Lehre von einer in wilde Gegensätze zerrissenen Natur, aber niemals von einer Ueberwindung der Gegensätze. Ein ewiger dunkler Todesnebel liegt über dem Reich des Geistes, das uns von den Alten verflüdet wurde. Geist und Materie, Ideal und Wirklichkeit können nie versöhnt werden, tönte es uns noch aus dem Munde der deutschen Idealisten entgegen. Aber es ist ein trauriger, unfruchtbarer Idealismus, auf den uns Schiller hinweist, nur ein armes Leben in Kunst, ein ästhetisches Schwelgen in bloßen Ideen und in lügnerischen Dichtungen, in schönen Träumen und gefährlichen Täuschungen. Da bauen wir uns ein Reich des Geistes in den Wolken auf, ein Reich der Vollkommenheiten, das wir uns jedoch nur denken. Nur wie eine Fata Morgana schwebt es in den Lüften, als ein Phantasiebild, als eine Welt des schönen Scheins. Aber ihm entspricht kein Sein; und die Erde zu unseren Füßen, die

Wirklichkeit bleibt unerlöst und in all der Nacht und dem Leid befangen. Wir träumen und denken uns einen neuen, einen Gottmenschen, aber unser wirkliches Sein ist ein trostloses Weiterleben im Thiermenschtlichen. Nein: nicht diese Kunst, sondern die große Kunst der Welt suchen wir, die nicht unüberbrückbare Klüfte, unüberwindliche Gegensätze aufreißt zwischen Geist und Materie, Ideal und Wirklichkeit, sondern den Zauberstab ihrer Verwandlungskraft ausstreckt und Eins immer zum Anderen werden läßt, aus diesen Wirklichkeiten neue Ideale hervorruft und die Ideale zu neuen Wirklichkeiten macht.

Reißen wir uns los von dem Wahn der alten Religionen! Lauschen wir nicht länger dem finsternen Winterlied vom Sündenfall der Natur! Der Leib ist keine Sünde. Der Geist hat sich nicht besleckt, indem er zur Materie wurde, er ist damit nicht von seinen Höhen herabgesunken. Das wirkliche Gefühl von der Unendlichkeit der Welten, das uns Menschen als höchstes Gefühl erst zu Theil wurde, als Copernikus die kristallene Schale des Himmels zertrümmerte, dieses Gefühl ist unlöslich mit der Erkenntniß verknüpft, daß sich unaufhörlich und ewig Materie in Geist und Geist in Materie verwandelt: die Materie vervollkommenet sich, indem sie Geist wird, aber der Geist vervollkommenet sich auch, indem er zur Materie wird. Er sündigt damit nicht, sondern er steigt glänzend nun zu neuen Seligkeiten empor. Dem nur, der des Geistes voll ist, fliehet der Mund über. Nur wer Künstler ist, wer ganz und gar von großen Gefühlen und wunderbaren Gedanken erfüllt ist, in dem die Phantasien wie ein Meer dahinfluthen: nur über ihn kommts wie ein mächtiger Drang, daß er, was in ihm ist, zu Stoff und Materie, in Worte und Klänge, in Farben und Linien verwandeln muß. Nur wenn die Ideale wie ein Wein und wie ein Feuer in uns glühen, wenn sie ganz und gar Besitz von uns genommen haben, daß wir nicht mehr ohne sie sein können, daß sie uns mehr sind als unser Leben, dann haben wir die magische Kraft in uns, daß wir diesen Geist zur Wirklichkeit werden lassen, dann ist aber auch in uns eine Gewalt und ein Ruß, ein Wille zur That und das einzige Verlangen, daß diese bessere und vollkommene Welt unserer Ideen zur Erdenwelt, zur schlichten Alltäglichkeit wird.

Nur so ist das Märchen der Degenbernacht, das Märchen von den großen Weltverwandlungen, von der Verwandlung von Geist in Stoff und von Stoff in Geist, von unseren Zauberkräften und magischen Künsten ein Hymnus der Freude, ein Hymnus auf die Sonne und das Licht. Nicht darum jubeln wir von einem Licht, das wir nicht sehen, von der in die Erde versunkenen Sonne, von dem begrabenen Tempel, daß dieses Lichtreich dort unter Eis und Schnee verborgen liegt: sondern, daß es mit dem Frühling aus den Finsternissen hervorsteigt, daß es als Matenwelt in lebendiger Wirklichkeit um uns grünt und blüht, daß die verborgene Sonne sichtbar durch die blauen Klüfte leuchtet. Das Lied von den Verwandlungen ist ein Lied von der Kraft und Stärke. Das Reich kommt nicht dadurch zu uns, daß wir es träumen und denken, nur erschnen und wünschen; kein Schlaraffenland ist's, in dem wir durch bloße Zauberworte und Geberden die goldenen Früchte aus den Blumen hervorlocken. Nur durch Kampf und Arbeit wird es errungen, nur durch die Idee, die That wird. Das Wort gilt immer, das einst der Nazarener rief: Das Himmelreich gehöret den Stürmern, gehöret Denen, die es erstürmen können.

Alpenkönig und Menschenfeind.

Als ich vor einiger Zeit in künstlerischen Angelegenheiten nach Dresden fuhr, hoffte ich, abends im Hoftheater entweder Bungerts „Odysseus' Tod“ oder sonst ein interessantes Werk zu hören. In den Eisenbahnblättern fand ich zu meiner Enttäuschung fürs Opernhaus „Alpenkönig und Menschenfeind“, die alte Posse, fürs Schauspiel „Die Jungfrau von Orleans“ angezeigt. Die Jungfrau lehnte ich dankend ab; der Alpenkönig siegte. Er versprach, alte, liebe Erinnerungen an prager Zeiten in mir hervorzuzaubern, wo ich selbst das Köhlermädcl sang und noch Leute aus Raimunds Zeiten mitspielten. So bereitete ich mich auf alte österreichische Gemüthlichkeit vor, die, besonders von der Bühne herab, mich harmlos zu ergötzen im Stande ist und bei der ich mich geistig auszurufen vermag.

Bevor ich das Hotel verließ, fiel mein unbewaffnetes Auge nochmals auf den Theaterzettel, auf dem mir, unter dem Titel, neben Raimunds Namen die Worte „Musik von Leo Blech“ entgegenblinkten. Schon hatte meine Freude eine Ohrseige bekommen. Die alten lieben Melodien sollte ich also nicht hören, sollte mich mit neumodischen abfinden. Wie schade! Doch tröstete mich der Gedanke, daß man gewiß die alten Lieder nicht ganz verbannt, sondern eingeflochten haben werde.

Ahnungslos betrete ich die mir wohlbekannte Stätte. Ans Dirigentenpult tritt Schuch. Schuch dirigirt die alte Posse? Wahrscheinlich viel Zwischenakt- und Zaubermusik, zu denen ja die Szenen des Alpenkönigs Astralagus Veranlassung geben. Und nun sehe ich auch das ganze vollzählige Orchester. Nun ja. Die Jungkomponisten lieben Alle, viel Lärm um nichts zu machen; ich ergebe mich also darein. Noch immer bin ich ahnungslos.

Der Akt beginnt mit einem Frauenduet. Hm . . . Reinetwegen! Wenn zwei verliebte Frauenzimmer Blumen pflücken, mögen sie auch ein niedliches Duett singen. Das kann man ihnen nicht verbieten. Da bekommt meine Hoffnungsfreudigkeit schon wieder einen Stoß: denn zu dem ersten gesellt sich ein zweites, ein Liebesduett. Und ganz wie im Tristan lassen sich die Liebenden peu à peu auf eine Bank nieder. Sie werden doch nicht noch lange singen? Ich will endlich Raimund, endlich reden hören. Da erscheint zu meinem Glück das Dienstmädchen und weckt die Beiden aus der Umarmung. Wohl mir!

Rein: weh mir! Eine schwere, hölzerne Konversation, von unglaublichen Intervallen getragen, spreizt, zerrt und stemmt die einfachsten, nichtsagenden Worte eines bei Raimund schwäbisch redenden Dienstmädchels zu Dobonass Dratseln. Genau wie in Humperdinks Hänsel und Gretel, wenn die alte Märchenmutter um den zerbrochenen Topf jammert. Jetzt

endlich — ich muß selbst eingestehen: etwas spät — geht mir ein Licht auf. Das ist ja gar nicht die alte Posse, sondern eine regelrechte moderne Oper.

Was thun? Ich fasse mich, verzichte auf die alten Erinnerungen und die Posse zu Gunsten Blechs, dessen Talent man in den Zeitungen vielfach gerühmt findet, und versuche ernstlich, mich für die Oper zu interessieren. Versuche . . . Leider fällt mir die hölzerne Konversation auf die Nerven. Eben so der singende Alpenkönig, obgleich ihn Perron ausgezeichnet interpretirt.

Das erste Bild ist vorüber. Ich athme auf.

Beim Anfang des zweiten fällt mir ein Stein vom Herzen. „Rindvieh!“ schreit Rappelkopf und stößt seinen treuen Diener Habakuk, der „zwei Jahre in Paris war“, mit einem Fußtritt auf die Bühne. „Rindvieh!“ Das erste vernünftige Wort. Mir wird ganz wohl dabei zu Muth. Jetzt werde ich den alten Habakuk mit seinem einsältig aufgeblasenem Wesen und seinem ewigen Refrain genießen.

Es war wieder nichts. Der einsältige alte, hochmalige Habakuk ist in einen jungen verliebten Diener verwandelt worden, der mit Raimunds großspurigem Pariser gar keine Aehnlichkeit mehr hat. Sein Lied ist unbedeutend und giebt nichts von dem Geiste des Originalen wieder.

Rappelkopf tritt auf den Plan. Er brüllt wüthend abgerissene Sätze und Worte zwischen langathmige musikalische Ergüsse. Mir thut Scheidemanns schöne Stimme leid. Das sollte lieber gesprochen werden. Dem Sänger wird zugemuthet, über eine Rieseninstrumentation hinweg in höchster Wuth — man muß wissen, was Das heißt — in seiner Kehle Töne und Intervalle zu finden, die für sein Organ eben so schädlich wie für unsere Ohren ärgerlich sind. Gleich Manfred beschwört er die Geister- und Gebirgswelt — nur spricht Byrons Held, während der Alpenkönig Blech singt — und wird dabei, gleich Mime, von Logo-Motiven, also geborgten, gezwickelt und gezwackt. Verfluchte Wagnerei!

Unwillkürlich drängt sich mir der Fluch auf die Lippen, wo immer ich diesen bei allen modernen Komponisten so beliebten Motivenanleihen begegne. Arme Sänger! Armes Publikum! Und ich darf wohl auch hinzufügen: Arme Komponisten! Haben Mozart, Beethoven, Gluck, Weber, Wagner so . . . geliehet?

Auch Frau Rappelkopf sagt mir mit ihrer kleinen Arie nichts. Sie ist furchtbar bescheiden in der Erfindung. Erst das Finale wirkt durch das ausgezeichnete Ensemble von Sängern, Dirigenten und Regie.

Lustig und auch musikalisch hübsch beginnt der zweite Akt. Der Fliegende Holländer mußte zwar vorübergehend eingreifen, da Salchen ja zu spinnen hat, aber die Szene, die hier vor der Hütte, statt, wie bei Raimund, in der Hütte spielt, ist munter und gesund. Raimunds Köhlerfamilie ist frei-

lich nicht. Man sieht wohl Armuth, aber kein Elend, man hört eine Rindertrommel, aber sieht nur ein Kind, statt der vielen, die sich in der alten Posttummeln. Die ganze Kinderwirthschaft, das Kind in der Wiege, die alte niesende Großmutter, die Allen zur Last ist, der im Bett liegende bezechte Kohlenbrenner, Hund und Kaze: Alles fehlt. Damit fehlt auch das ganze jammervolle Elend, das Raimund mit so entzückender Kunst in ein heiteres Gewand zu kleiden wußte. Bei Blech ist auch kein Köhler, sondern ein Tischler, der die Klarinette bläst. Lustig ist die Szene ja auch bei Raimund; mit welcher Macht aber wirkt sie auf den tiefer fühlenden Zuschauer! Der immer wiederkehrende Refrain des alten Liedes: „So leb' denn wohl, Du stilles Haus!“ klingt dem alten Rappelkopf so vorwurfsvoll mahnend ans Herz, daß er noch zorniger, noch wilder wird als vorher. Auch davon spürest Du hier nicht einen Hauch. Hie Raimund mit Elend und Herz, — hie Blech mit Klarinette und Trommelschlag.

Was Rappelkopf und der Alpenkönig zu singen haben, ist gut angelegt und enthält manches Schöne. Besonders gut gelungen fand ich das Duett der beiden Männer. Daß Rappelkopf, nachdem ihn der Alpenkönig eingeschlafert hat, im Traum nochmals zu singen anhebt, empfand ich als Ueberfluß.

Mönch, Eiger und Jungfrau sahen, herrlich in Gold, Purpur, Dämmerluft und Silber getaucht, auf uns herab. Dazu hat Blech eine sehr sympathische Phantasie mit sehr effectvollen Klangwirkungen geschaffen, die das Ohr des Zuhörers angenehm berühren und das Bild schließen. Wie aber die österreichisch redende Köhlerfamilie in die Gegend kam, ist mir nicht ganz klar geworden.

Der Doppelgänger Rappelkopfs im letzten Bilde ist musikalisch besser, weil knapper gezeichnet als sein Original im zweiten. Kurz vor dem Schluß hebt sich ein Duett Habakuks mit seiner Liebsten heraus, das, in der Modulation reizvoll und sehr geschickt gemacht, mit den unvermittelten Kreuz- und B-Sprüngen, dem Wechsel der Tonarten leider an den Operettenstil streift. Das gefiel dem Publikum am Meisten.

Mein Gesamteindruck war: ich habe einen talentvollen Komponisten kennen gelernt, der vorläufig noch in allen Stilen arbeitet, ohne einen rechten Zusammenhang zu finden, und dem noch nicht der Entschluß gereift ist, welchem der vielen Stile er sich ernstlich widmen will; ich habe ein Werk kennen gelernt, das in unübertrefflicher Weise einstudirt und ausgeführt war und mir hauptsächlich dadurch interessant genug wurde, um mich noch nachträglich zu beschäftigen. Komponist und Werk aber sind mir Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind“, mit seiner österreichischen Herzlichkeit, seiner menschlichen Gemüthsstiefe, leider schuldig geblieben.



Ein Traktat vom bösen Gewissen.

Auf der vergoldeten Armlehne des Präsidenssessels saß der Erste Konjul, Napoleon Buonaparte, und zerstückte mit seinem Federmesser in ärgerlichem Spiel die Tischdecke, die wie ein grüner See mit zwei langen Buchten sich vor ihm ausbreitete.

„Ich bitte, meine Herren“, sagte er mit dem fremdartig harten Tonfall, den seine Umgebung fürchtete, „bleiben wir bei der Aufgabe. Sie haben vor zwei Jahren für die Berathungen des Codo Civil einige Arbeitlust mitgebracht; vielleicht, weil die Begriffe Ihnen mehr Schwierigkeiten machten. Hier, beim Strafgesetz, wird zu viel philosophirt. Für sechstausend Franken im Jahr halte ich Ihnen einen Professor, der zweimal wöchentlich alle Systeme der Philosophie widerlegt und noch Zeit findet, seinem Verleger jedes Jahr ein Buch zu machen. Wir arbeiten nicht genug. Es ist zwei Uhr und wir haben noch nicht einmal zehn Paragraphen erledigt.“

Die sechzehn Herren, die in neuen Uniformen an dem Hufeisentisch saßen, fingen an, müde zu werden. Seit acht Uhr früh dauerte die Sitzung. Alle Klasthüren des Saales waren geöffnet, aber die Julisonne brannte auf die gelben Marquisen und die Luft roch nach Papier und Leder.

„Auf Ihre Distinktionen von Schuld und Sühne lasse ich mich nicht ein“, fuhr der Konjul fort. „Die Strafe ist dazu da, die Zahl der Verbrechen zu mindern. Deshalb muß sie richtig abgewogen und qualifizirt sein. Das, was Sie das Schuldbewußtsein des Verbrechers oder gar sein Sühnebedürfniß nennen, ist mir gleichgiltig. Genug, wenn er weiß, daß ein Rückfall ihm ernste Verlegenheiten bringen kann. Maleville kennt meine Ansichten über Schuld und Schuldbewußtsein. Er mag Ihnen, wenn Sie wollen, ein paar Gedanken entwickeln, während ich Sie auf zwei Minuten verlasse. Sie hörten, daß Angereau sich um Zwölz melden ließ. Mir ist, als hielte er sich noch immer im Nebenzimmer auf; dieser Mensch hat die Leidenschaft des Wartens.“

Alsbald erhob sich am Ende der rechten Tischbucht die hohe Gestalt des Herrn von Maleville in dunkler Civiluniform, deren goldgestickter Kragen Hals und Kinn wie eine Bandage einwängte. Er verneigte sich zuerst nach dem Platz des Konjuls hin, dann nach dem linken Flügel; dabei führte er mit einer abgerundeten Bewegung den Arm zur halben Höhe des Oberkörpers.

„Der Befehl des Konjuls“, sagte er, „seinen Gedanken als Dolmetsch zu dienen, setzt mich in Verlegenheit. Selbst unter der Deckung seiner Autorität fühle ich mich beunruhigt, ja, eingeschüchtert in einer Versammlung, die an die Meisterschaft seiner Erklärungen und Beweise gewöhnt ist.“

Diese Worte konnte Napoleon noch vernehmen; er hatte mit hastigen Schritten den Saal durchwessen und verschwand nun hinter einer grüngoldenen Flügelthür, deren Füllungen mit Jackeln, Veiern und Lorberzweigen geschmückt waren.

„Unterstützen Sie mich, meine Herren“, fuhr der Redner fort, „durch die Erlaubniß, aller Theorie zu entsagen und ein Erlebniß zu erzählen, das dem

Konsul einiges Interesse erweckt und, wie er zu versichern die Guld hatte, ihm seine eigene Anschauung vom Truge des Schuldbewußtseins versinnlicht hat.



Wenige Jahre vor der Umwälzung, der wir unseren politischen Zustand verdanken, starb mein Vater. Mir, als dem älteren Sohn, hinterließ er, nach der damaligen Sitte, seinen Landbesitz, der leider stark verschuldet war, meinem Bruder eine kleine Rente und uns Beiden einen Namen, der in jener Zeit große Rechte und Pflichten in sich trug. Herkommen mehr als Neigung wies meinen Bruder auf das Waffenhandwerk; und so diente er in Versailles, in naher Umgebung des Königs. Der Anblick des zur Statistentruppe fürstlicher Unterhaltungen begrabirten Perres verdroß ihn und er träumte davon, der jungen Admerrepublik, die jenseits des Meeres sich erhob, seinen Arm zu leihen.

Inzwischen kämpfte ich für mein Eigenthum. Alte Prozesse wurden beglichen, das System der gewissenlosen Pächter und diebischen Intendanten verworfen, hundert Besserungen und Reformen eingeführt; und nach Jahren harter Arbeit sah ich das Erbe entlastet und schließlich, durch meine Vermählung mit einer benachbarten Grundbesitzerin, zu einem Umfang abgerundet der in der Familie, so weit die Ueberlieferung reichte, nicht erhöht war.

In dieser Zeit der Thätigkeit und des Gedeihens besuchte mich mein Bruder, um Abschied zu nehmen. Nicht ohne Unruhe hatte ich die Begegnung erwartet, denn ich erwog, daß der Kontrast zwischen dem heimatlichen Behagen und seinem eigenen Wanderischdial geeignet sein müsse, neuen Zwiespalt in seiner Brust entstehen zu lassen. Auch hatte meine Frau mir vertraut, er habe in ihrer frühen Mädchenzeit sie viel gesehen und mit allen Zeichen schüchternen Jugendneigung sich um sie bemüht. Ich fand ihn äußerlich gealtert, innerlich zwar wohl nicht stiller, doch durch Selbstbeherrschung gebändigt. Mich begrüßte er mit rückhaltloser Herzlichkeit, meine Frau freundschaftlich und ohne Mittlingen eines Gefühls, das ich befürchtet hatte; und so war in geschwisterlichem Zusammensein bald alle Besorgniß aufgelöst und geschwunden.“

Bei diesen Worten vernahm man im Nebengewach Stählerücken und lautes Sprechen. Wie unter einem Windhauch erschauerte das Kollegium, als in der aufgerissenen Thür der Konsul erschien, schnaufend, mit gerötheter Stirn, auf der die dünne, vom Scheitel herabgestrichene Haarsträhne klebte.

„Belehren Sie diesen General, meine Herren, wie viele Batterien wir auf den Fjorts von Wimerenz haben! Er weist mir nach, daß es nicht mehr als sechs sind . . . Bitte, äußern Sie sich, Pernichon, der Sie als Statistiker gelten wollen; oder, wenn Sie nichts wissen, so laufen Sie und schaffen Sie sichere Zahlen!“

Pernichon, ein schwächlich grauer Ingénieur des Ponts et Chaussées, der sich einiger Kenntnisse auf dem Gebiete des Verkehrswesens rühmte, zur Zeit aber mit der Regelung des Gefängnißwesens betraut war, erwog eine Sekunde, ob er daran erinnern solle, daß er mit Artillerie nicht das Mindeste zu thun habe. Aber unter dem Bann der Gewissensangst schmolz ihm die Rede zu einer murmelnden Lautfolge zusammen und er beeilte sich, mit einer Verbeugung den

nächſten Ausgang zu erreichen, während die goldbeſchlagene Degenſcheide in großen Schwingungen ihm an die Abſätze ſchlug.



Napoleons grünlich ſchimmernde Augen waren hinter der Thür verſchwunden, als Maleville, ſeines Unbehagens nicht ganz Meiſter, wieder zu reden begann.

„Die accidentelle Beklemmung“ ſagte er, „in die des Konſuls Mißſtimmung Einige von uns — um beim Thema zu bleiben: ſchuldlos — verſetzt hat, benutze ich, um Ihre Theilnahme an dem Seelenzuſtand zu heiſchen, den ich Ihnen darzuſtellen wünſche . . . Ohne durch Steigerungen Ihre Spannung zu erwecken, ſage ich Ihnen: am Abend des Tages, von dem ich Ihnen berichtete, habe ich meinen Bruder getödtet.“

Hier machte der Erzähler eine kurze Pauſe und blickte mit geſchloſſenen Lippen auf die Mappe aus Maroquinleder, die vor ihm lag und die Aufſchrift *Ministère de Justice* trug. Die hochgezogenen Stirnen und leicht gehöhlten Wangen der Anweſenden waren ihm zugewandt.

Maleville fuhr fort: „Wie ſoll ich Ihnen eine That motiviren, die in der Sekunde ſpäter mir ſo unfasſbar war wie Ihnen? Mein Bruder hatte in Paris viel in den Salons der großen Damen verkehrt, die Ihnen aus den ſiebenziger Jahren erinnerlich ſind. Bei dieſen Buſetièren des Eſprit galt ein geſchliſſenes Wort mehr als heute ein Seesieg über England; und alle Pointen und aller Hohn galt dem Beſtehenden, dem Herkommen, der Autorität.“

Daß mein Bruder ſchon vor dem Tag der Baſtille revolutionärer war als die Revolution ſelbſt, konnte mir nicht entgehen, als ich ihn, vielleicht allzu lange, vielleicht auch allzu ſelbſtbewußt, durch Aecher, Forſten und Vorwerke des väterlichen Beſitzes führte. Sein freundlich offenes Weſen kehrte ſich in Mißmuth und Bitterkeit; und manches ſcharfe Wort wurde gewechſelt. Als er jedoch, ſeinem Offizierskleid zum Hohn, ſich rühmte, er ſelbſt werde nächſtens das Volk der Enterbten gegen die Ausbeuter führen helfen, da beging ich das Verbrechen, ihn des Reides, der Undankbarkeit, des Verrathes zu zeihen.

Die folgenden Sekunden kann ich nicht ſchildern. Wie ich Schmerz und Schmach des Faufſchlagens im Antlitz brennen fühlte, wie ich zweimal mit dem Metallknauſ meines Rohres anſcholtte und ſchlug: in meiner Erinnerung knäult es ſich in eine unauflösbare Konvulſion zuſammen. Aber mit nächſterner Deutlichkeit ſehe ich noch den lebendigen Menſchen niederbrechen und in der epileptiſch krampfhaften Stellung des gewaltſam Berendeten ſich auf dem Boden ſtrecken.

Ich blickte um mich. Es war ein entlegener Theil des Parks, wo die Kieswege enden und kleine überwachſene Pfade im Grün der Waldwieſen ſich verlieren. In der Nähe ſtand von Väterzeiten her als Jagddenkmal ein ſteinerner Hirsch; dahinter lag ein Weiher. Es war neun Uhr abends.

So mußte es ſein, ſagte ich. Ich bin ſchuldlos. Auchſar kann es nicht werden. Jetzt Ruhe und Ueberlegung! Da plötzlich ſtieg es in mir empor wie eine brennende Woge, die mir die Eingeweide hob, über meinem Kopf zuſammenſchlug und alle Beſinnung fortriß. Ich lag am Boden und grub Stirn und Zähne in den Morast des Weges. Ich wagte nicht mehr, den Toten anzublicken. Ich wagte nicht, ihm die Augen zu ſchließen, — die Augen, die lachend und

meinend mit aus fernen Kindertagen vertraut waren. Ich wagte nicht, die Hände zu berühren, die mich tausendmal begrüßt hatten; diese nachdenklichen Hände, deren Büge mir befreundet waren wie liebe Gesichter. Mir graute, das Haar von dieser feingedebten Schläfe zu streichen, die von meinem Schläge blutete. Ein Theil meines Leibes, meines Lebens lag neben mir, — bejubelt, vernichtet, der Fäulniß hingeworfen durch die That meiner Hände.

Nie hatte ich bis zu dieser Stunde den Namen des Herrn angerufen als zu trivialen Bethuerungen; jezt schrie, nein, heulte meine ganze Seele empor: Gott, Du mußt diese Schuld von mir nehmen, Du mußt dies Blut von mir waschen, Du mußt mich retten!“

Malevilles mit starker Empfindung gesprochene Worte schienen von den Wänden des schweigenden Saales widerzuhallen. Niemand rührte sich. Eine kurze, etwas unbehagliche Bewegung der Hüter wurde erst merkbar, als er fast unvermittelt sich in den höflichen Ton der Rede zurückwand.

„Ich hoffe, meine Herren, daß ich Ihre Geduld nicht mißbrauchte, indem ich Ihnen dies Erlebnis, das als Traum endete, in den Formen der Wirklichkeit vortrug. Ich sage: ‚endete‘; denn es giebt Augenblicke, wo es mich tröstet, an Wunder zu glauben. Und warum sollte der allmächtige Gott, der über Gegenwart und Zukunft Herr ist, nicht die Gewalt haben, die Mächte des Geschehenen aufzulösen, die Zeit rückwärts zu zwingen, Vergangenes ungeschehen zu machen? Es giebt Erlebnisse, die man zu träumen glaubt, und wiederum: in allen Träumen weht ein zarter Schleier über den Dingen, den man nach dem Erwachen erst erinnernd wahrnimmt: dieser Traum hatte nichts Traumhaftes; er trug alle Merkmale des Lebend.“

Hier unterbrach den Sprecher ein Mitglied der Versammlung, der Generalprokurator: „Und wo war, wenn ich fragen darf, Ihr Herr Bruder, als dieses zweifelhafte Ereigniß sich zutrug?“

„Ohne mein Wissen“, erwiderte Maleville, „war er kurze Zeit vorher thatsächlich nach Amerika ausgewandert. Er erlag später in New-Orleans dem Fieber. Den genauen Zeitpunkt seines Todes habe ich niemals festzustellen vermocht. . . Aber bleiben wir bei der Sache, meine Herren! Die Frage, ob Wunder oder Wirklichkeit, Traum oder That, hat uns hier nicht zu beschäftigen. Wir sprachen vom Schuldbewußtsein. Meine Schuld war wirklich, denn ich hatte die That mit allen Fasern meiner Nerven begangen, mit aller Nothwendigkeit meiner Natur, mit allem Bewußtsein meiner Seele. Mein Geist konnte nicht wacher sein, als er war; und stünde ich, ohne diese schreckliche Erfahrung, noch einmal auf dem selben Fleck: wachend oder träumend, ich fürchte, ich beginge sie wieder.“

Daß, wie mir scheint, eigentlich Wunderbare und dennoch Natürliche des Vorganges will ich erst jezt erwähnen. So lange ich die Wirklichkeit meiner That vor mir sah, war meine Verzweiflung tiefer, als Menschen ermessen können; als ich erwachte, fühlte ich mich frei von allem Schuldbewußtsein, rein und glücklich. Niemals wieder habe ich dieses Verbrechen bereut; niemals mehr hat es mir auch nur eine Stunde lang Sorge gemacht. Es bleibt ein Traum; ein Vorfall, meiner Verantwortung so fremd, als wäre er dem Fremdesten widerfahren. Meine Seele, die diese Ausgeburt erzeugt hat, leugnet alle Mitterschafft

und stolz in ihrer Jungfräulichkeit. Meine Schuld bestand, — und mein Gewissen kümmerte sich nicht darum.

Ich versage mir, diese Seelenerscheinung theoretisch zu erläutern, denn der Konjul hat, wie Sie gemerkt haben werden, die Audienz beendet. Die Darlegung, die den Zeitraum seiner Abwesenheit auszufüllen bestimmt war, hätte er Ihnen wahrscheinlich kürzer, sicherlich überzeugender vorgeführt.“

* * *

In der That hatte die ovale Klinke der grüngoldnen lackirten Thür sich schon bewegt und der Flügel eine winzige Spalte geöffnet. Jetzt wurde Er, dem die Schlussworte galten, sichtbar. Mit breiten Schritten spazirte er, sichtlich in guter Laune, über die Vorberträge und fliegenden Adler des Teppichs nach seinem Sitz und sagte, indem er den Kopf auf die Seite neigte und die Hände in die Taschen versenkte: „Ich hoffe, daß Maleville Sie gut unterhalten hat. Wenn hier mit Traumbedeutung gebient ist, so hätte ich vielleicht darauf verzichtet, Ihnen Geschichten zu erzählen, und Sie nur auf eine sehr triviale Erfahrung verwiesen, die Jeder von Ihnen schon gemacht haben wird. Sie träumen, daß Sie sich wegen einer strafbaren That zu verantworten haben. Sie suchen sich der Verantwortung zu entziehen. Man verfolgt Sie. Man holt Sie ein und verhört Sie. Sie leugnen, führen Wahrscheinlichkeiten an, versuchen, ein Alibi zu konstruiren. Sie erdichten Thatfachen, treten psychologische Beweise an, beschuldigen Andere, trachten, das Verfahren zu verschleppen, hoffen auf Zufälle, suchen Zeugen irr zu machen. Sie schließen mit einem glänzenden Plaidoyer, — und werden verurtheilt. Während der ganzen Zeit haben Sie von Ihrem Gewissen, Ihrem Schuldbewußtsein, Ihrer Reue und Zerknirschung schwerere Martyrien erlitten als von der Schikane des Verfahrens und der Härte der Strafe.

Sie erwachen: und was bemerken Sie? Sie haben Ihre Verfolgung, Ihren Prozeß und Ihre Verurtheilung geträumt. Ihr Verbrechen haben Sie nicht geträumt. Es war eine Voraussetzung der Komödie, aber eine Voraussetzung, die Sie nicht geprüft haben. Eine falsche Voraussetzung. Und doch fühlten Sie sich schuldig, waren Sie schuldig so gut wie Einer, der das Vergnügen oder den Nutzen des Vergehens gekostet hatte. Sie hatten die Indigestion ohne Mahlzeit, den Magenjammer ohne Rausch. Ihr Schuldbewußtsein war entstanden, wie ein Jucken der Haut, ein Schmerz im Finger, — ohne sittlichen Anlaß.

... Genug der Philosophie, meine Herren; wir haben zu arbeiten. Ich wünsche, daß Sie Schuld und Strafe ohne metaphysische Nebengedanken betrachten, sozusagen als Spielregeln. Das Schuldbewußtsein ist eine Zwangsvorstellung, die man sich durch unbedachtes Handeln oder durch Unvorsichtigkeit zuzieht, und die Strafe ist keine Sühne, keine Rache, kein Sakrament, sondern einfach eine umgekehrte Belohnung, — weiter nichts.

Und jetzt, bitte ich, zum nächsten Paragraphen.“

Ernst Rainer.



Selbstanzeigen.

Der König aller Sünder. Verlag von Axel Juncker, 1903.

... Und so schide ich Ihnen denn das Manuskript. Mit eigenartigem Empfinden lege ich die Feder aus der Hand. Zum letzten Mal. Wohl mit erleichtertem Aufathmen, wie von einem Alben befreit, der mich lange geplagt hat. Zugleich aber mit dem Gefühl des Bedauerns, liebgewordene Geschöpfe entbehren zu müssen. Wie man aus einem Kreise werthter Menschen scheidet, der uns lange Sinn und Herz beglückt hat. Man sieht Kinder seiner Phantasie ja, als lebten sie wirklich. Als brauchte man nur wenige Schritte zu wandern, um sie in Fleisch und Blut vor Augen zu haben. Und leben sie denn nicht auch wirklich? Mir lebt Junker Otto, für mich stirbt König Christopher und liebt Tara. Ich möchte darauf schwören, daß sie genau so ausgefallen haben, wie ich sie darstellte. Die Ausführenden haben den Kirchgang gemacht und mit den furchtbaren Waffen ihrer entsetzlichen Krankheit das Schloß Kalundborg erobert. Der junge Königssohn liebt im alten Paris die jungfräuliche Vuhlerin, die zu nächstlicher Stunde Asmodäus heimsucht, und der Königsproß selbst wird das Opfer des Bösen Geistes. Als Sühner uralterlicher Schuld pilgert der Junker ins Gelobte Land; daß er Ordensritter wurde, ist ja historisch verbürgt. Unter dem Delbaum sieht er im Garten von Gethsemane verzückten Auges den Heiland und nimmt, als vom Erlöser Auserwählter, die schwere Last des Kreuzes auf sich. Mit ihm betritt die Verberben bringende Ratte die heimische Erde und verpflanzt „die Geißel Gottes“, die verherende Pest aus dem Morgenland, auf Jütlands Boden. Er aber lebt und duldet fortan unter den Ärmsten der Armen und erleidet für sie den erlösenden, sühnenden Tod. . . Heißt Das, „schaffen“? Mitfühlen, nachleben, lauschen, was die Geister Verstorbenen im Abendwehen uns zuflüstern. Hören, sehen, fühlen. Viel mehr vermag auch der Künstler nicht. Durch mechanische Konstruktion und Kombination entsteht kein lebendiges Kunstwerk. Wer künstlerisch schafft, kann nur schauen, belauschen, errathen, was aus uraltem Erdreich die Geister Verstorbenen in die Nachtlust emporflüstern, nur, auf seine besondere Weise, wiedergeben, was schon geschaffen war und schon gelebt.

Kopenhagen.

Laurids Bruun.



Der Henkswolf. Ein österreichischer Provinzroman. Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig.

In meinem Roman „Die Wacławbude“, den ich vor einem Jahr an dieser Stelle anzeigen durfte, habe ich versucht, ein Stück österreichischen Studententhums zu zeichnen. Ein Stück akademischen Lebens, das etwas Lebkühles an sich hat, das dem Leben an den deutschen Universitäten nur in Außerlichkeiten ähnelt. Nun habe ich ein Schicksal zu gestalten versucht, das an dem spezifischen Stumpfsinn der österreichischen Provinz zu Grunde geht, ein Schriftsteller- und Menschenschicksal. Und wieder drängte sich mir eine traurige Unterscheidung auf. Schilbburg und Krähwinkel sind mit Recht in deutschen Landen zu suchen und zu finden. Aber es kann im ganzen Deutschen Reich kein so gottverlassenes Nest geben wie dieses österreichische Provinzhäutchen Rohrburg. Die Reichsidee verbindet noch immer selbst die letzte Kleinstadt in Hinterpom-

mern mit dem Ganzen; und trotz allen Kursschwankungen und Theaterkünsten ist doch eine verschämte und fast zornige Liebe da. Vielleicht am Meisten bei Denen, die am Meisten erzürnt scheinen. Das fehlt in Oesterreich. Niemand liebt dieses zerrüttete Reich, auf dessen Tod jede Nation und jedes Nationchen mit der Gier gitternder Erben wartet. Kein großer Gedanke, kein heißer Haß, keine wilde Liebe erhebt sich aus dem Sumpf der Provinz. Alles dämmert dahin in einem Druck, der alles Geistige erdödet, alles Funkelnde auslöscht. Die Bürger von Rohrburg sind Pessimisten, ohne es sich einzugestehen. Cyniker, ohne es zuzugeben. Menschen, die nichts mehr zu hoffen haben. Ihre Wünsche sind ohne Kraft und selbst ihr Zorn glimmt nur leise dahin. An diesem Stumpfsinn, an dieser trostlosen Verödung stirbt ein Mensch. Die neue Zeit kommt verspätet und zögernd in diese Stadt und erweckt hier den Sturm in den Herzen von einigen jungen Leuten, den selben Sturm, der draußen schon verbraust ist. Sie möchten gern die Stadt erwecken, die sie lieben. Aber hier ist totes Wasser. Die Wellen antworten dem Wind nicht, — und so zieht der Sturm vorüber. Die Stadt schläft wie zuvor. . . Ich möchte die großen Errungenschaften der neuen Zeit, alle Künste der Technik in meiner großen Liebe zur Kunst vereinigen und den Roman unserer Zeit schaffen, einen Roman, der nicht dem Naturalismus angehört noch der Neuromantik oder dem Symbolismus, sondern allen zusammen. Und ich möchte in einer Reihe von Romanen das Oesterreich meiner Zeit schildern, dieses interessante, vermorschende und zerfallende Reich.

Prünn.

Karl Hans Strobl.

Just Zwölf. Yankee-Schnurren und Anderes. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Berlin.

Wer eine Selbstanzeige schreibt, soll vor allen Dingen erklären, was er mit seinem Buch will. Das ist sehr bald erklärt. Zunächst wollte ich die zwölf mehr oder minder fröhlichen Säckelchen, die meist in der „Jugend“ erschienen sind, auch noch anderen Menschen zugänglich machen und damit einige heitere Augenblicke bereiten. Nebelhafter Tiefsinn oder verzwickte Seelenprobleme stecken in den Erzählungen nicht. Ich gestehe ganz cynisch, daß ich die Geschichtlein allesamt aus dem Leben abgeschrieben habe; freilich hatte ich sie eben auf meine eigene Art gesehen und innerlich verarbeitet. Wer durchaus auch hinter diesen Kleinigkeiten Etwas suchen muß, mag, wenn es ihm Spaß macht, die uralte Wahrheit darin finden, daß Tragik und Komik nicht Feinde, sondern Geschwister sind und in dem selben Hause wohnen. Was ich sonst noch wollte? Meiner getreuen kleinen Schreibmaschinistin (Aha: jetzt wirds pikant!) eine Freude bereiten, da sie nun einmal durchaus die Sachen in Buchform haben wollte. So sind die Weiber. Sie wollen immer Alles hübsch bei einander haben, mit einem rosa Bändchen drum. Und drittens — entsezt Euch tugendsam, Ihr Kammeraden mit dem idealen Heiligengewerbeschein —, drittens wollte ich als nothleidender Literarier mit dem Buch Geld „machen“, so viel wie möglich; denn weder stehe ich jenseits von Mark und Pfennig noch thue ich, als ob ich so stünde. Das ist Alles. Wer mich liebt, Der laufe mich!

New-York.

Henry F. Urban.



Hansemann.

Nach sechsundvierzig Jahren rastloser Thätigkeit für die Diskontogesellschaft ist Adolf von Hansemann ins Grab gesiegen. Sein Leib war kaum erkaltet, vom Bankgebäude wehte die Fahne noch halbmaß: und schon wurde im Børsensaal auf dem Diskontokommandi-Markt ein Freudentanz aufgeführt. Das seit vier Jahren nicht mehr gelingen wollte, wurde jetzt, an der Bahre Hansemanns, Ereigniß: der Kurs stieg über 200. Ein klägliches Schauspiel. Vor die Familie, die Finanzwelt, das Volk trat man mit der Miene tiefen Schmerzes über den „unerseßlichen“ Verlust; und diese Trauergrimasse wurde auf der Stelle vom ersten Blick auf den Kurszettel lägen gestraft. Nobel wars nicht. Ein wahres Glück für diese lachenden Hinterbliebenen, daß keiner von ihnen an ein Jenseits glaubt; sonst müßten sie bei dem Gedanken an das Wiedersehen in einer anderen Welt doch ein Bißchen zittern. Vor dem Lebenden haben sie Alle gezittert; jetzt, da ihm der Mund für immer geschlossen, der Arm für immer erlahmt ist, athmen sie auf und fühlen sich.

Hansemanns Großvater war ein Prediger. Von ihm hatte der Enkel vielleicht die Sucht geerbt, die Menschen zu bessern und zu befehlen. Das gelang wohl nicht immer; jedenfalls aber mußte er den Leuten zu imponiren. Wie zu einem Seelsorger, so kamen sie zu ihm, um sich in Räthen Rath zu holen. Und wenn sie nicht rasch genug kamen, suchte er selbst sie auf. Mit gewöhnlichen Sterblichen gab er sich freilich nie ab. Er hatte eine Gemeinde Auserwählter, in die nur Mächtige, hauptsächlich die Lenker von Staatsgeschicken, Einlaß fanden. In ihnen sah er seine Heerde, über die ein höherer Wille ihm das Hirtenamt verliehen habe. Als der Norddeutsche Bund 1870 von dem ihm bewilligten Kriegskredit zunächst 100 Millionen Thaler durch eine fünfprozentige Rentenanleihe auf dem für Deutschland noch ungewöhnlichen Wege einer direkten Volkszeichnung zu beschaffen suchte, wurde Adolf Hansemann vom Finanzminister zu Rath gezogen. Das Interesse der Diskontogesellschaft mußte bei dieser Unternehmung schweigen; denn eine direkte Zeichnung schloß jeden Vermittlergewinn der Banken aus. Trotzdem legte sich Hansemann mit der ganzen Willenskraft, deren er fähig war, ins Zeug, um den Minister zu befehlen. Eindringlich warnte er, den Emissionkurs über 85 zu wählen, weil sonst ein Mißerfolg zu befürchten sei. Der Minister aber wollte nicht hören und wählte den Kurs von 88. Solchem Ungehorsam folgte die Strafe der Vorsehung denn auch auf dem Fuße. Die Emission war ein Fiasko: nur 68 Millionen wurden gezeichnet. Wenig lehrte der Minister beim nächsten Geldbedarf in die Hansemann-Heerde zurück; er erbat die nöthigen Mittel von Adolfs Gnade und ward für diese bußfertige Demuth reichlich belohnt. Als 1879 angesehene Berather der preussischen Regierung empfahlen, dem schwächlichen Markte der heimischen Konsols dadurch aufzuhelfen, daß sie auch mit fremden Texten versehen und ihre Zinsen in fremder Währung an ausländischen Plätzen zahlbar gemacht würden, trat Hansemann wieder mit einem Privatissimum dazwischen und bestand darauf, daß dieser Rath unbeachtet bleibe. Diesmal fand er bei der Regierung williges Gehör. Seine Opposition war aber kaum so sehr in der Sache wie in dem Gefühl der Sendung begründet, zu der er sich berufen fühlte. Nur er hatte den Regirenden den Weg des Heiles zu weisen, er ganz allein. Später, im September 1900, als er zur Unterstützung des Reichskredites das Ausland her-

anzog, als er 80 Millionen Mark deutscher Schatzanweisungen an das new-yorker Bankhaus Kuhn, Loeb & Co. begeben ließ, war dieser Schritt natürlich wohlgethan, wie jeder, den er that. Daß die Banken bei den preussischen und Reichsemissionen in den achtziger Jahren umgangen wurden, empfand er als eine schroffe Verletzung seiner priesterlichen Hoheitsrechte und war nie zur Vergebung solcher Sünde geneigt. Im Anfang der neunziger Jahre wagte in Oesterreich ein kluger Finanzminister, das schon längst spruchreif gewordene Problem der Valutaregulierung anzupacken. Sofort ist Hansemann mit einem Gutachten auf dem Plan und redet sich ein, die ganze Enquete, die dann in Wien unter Betheiligung der besten Köpfe der Monarchie veranstaltet wird, bringe im Grunde nichts als eine Bestätigung, höchstens eine Ergänzung Dessen, was er schon ex cathedra verkündet hat und woran nur Reher noch frevelnd rütteln könnten. In Petersburg, wohin ihn 1886 die Anleihegeschäfte der russischen Südwestbahnen und der Wladikavkasbahn geführt hatten, sucht er Bunge, den russischen Finanzminister, auf und verkündet ihm als Evangelium die Konversion der russischen Staatsanleihen. Eine längere Denkschrift folgt. Bunge aber blieb ein körriger Heide und Herr von Hansemann erlebte den Schmerz, daß erst die Nachfolger Bunges sich bekehren ließen, als die pariser Rothschilds ihnen nachdrücklich zugeredet hatten. Selbst den Franzosen bot Hansemann seine Seelsorgerdienste an; missionarischer — und emisslonarischer — Eifer ist ja an nationale Vorurtheile nicht gebunden. Vor der Emission des zweiten Milliardenbetrages, den Frankreich nach dem Frankfurter Frieden brauchte, legte Hansemann persönlich dem Präsidenten und dem Finanzminister der dritten Republik einen Plan vor, der durch eine internationale Realgarantie für die Bezahlung der französischen Kriegsschädigung die Vertheilung der Anleihe auf längere Zeiträume ermöglichen sollte. Auch mit dieser wohlgemeinten Belehrung drang er nicht durch, nahm aber das erhebende Bewußtsein heim, seine Pflicht gethan und wenigstens den Versuch einer Belehrung gemacht zu haben. Daß Argentinien so verstockt war, nicht zu hören, als er es vor der allzu raschen Vermehrung des Papiertgeldes warnte, bereitete seinem Seelsorgerherzen besonderen Schmerz, da er sich für diese Undankbaren ziemlich weit vorgewagt hatte und auf seine Empfehlung aus Deutschland so manche Million hinübergewandert war. Das größte Leid aber that England ihm an. Die Briten leisten ja selbst Betrüßliches auf dem Gebiete der Belehrung; gerade deshalb vielleicht war ihnen der Emissionar aus Deutschland nicht willkommen. Dieser Besserwisser, der die ganze Welt belehren wollte, wurde ihnen lästig, weil er ihnen allzu ähnlich war. So oft Hansemann in die Lage kam, in England persönlich zu interveniren, gab es einen harten Zusammenstoß. Sagte er in dem englisch-deutschen Komitee, das mit Argentinien über die Regelung der Schuld unterhandelte: Grün, so wollten die Engländer Blau. Sagte er während der Beratungen über eine englisch-deutsche Kooperation bei chinesischen Emissionen: Blau, so wollten die Engländer Grün. Die London- & Westminster-Bank, mit der er im November 1870 wegen der Uebernahme der 17 Millionen Thaler Schatzanweisungen paktiren wollte, trat bald nach Eröffnung der Konferenzen von der Sache zurück und Hansemann mußte am Ende noch froh sein, einen Ersatz in einem anderen londoner Institut zu finden, in dem das deutsche Element überwog. Eine ähnliche Erfahrung hatte er schon zwei Jahre vorher gemacht, als er dem londoner Hause Baring vergebens darzulegen suchte, daß es Unrecht thue, die Uebernahme von Köln-Mindener-Prioritäts-

obligationen zu versäumen. Barings lehnten dankend ab. Gerade diese mißglückte Werbung bei Barings erinnert übrigens daran, daß Adolf von Hansemann mehr als einmal auch erfahren mußte, wie wenig der Prophet in seinem Vaterland gilt. Als die Absage der Firma Baring bewies, daß die 200 Millionen Thaler, die zur Erweiterung und Verbesserung des preussischen Eisenbahnnetzes dringend gebraucht wurden, im Ausland nicht zu finden waren, verfaßte Hansemann wieder, wie er so gern that, eine Denkschrift, diesmal zum Frommen und zur Erleuchtung der eigenen Regierung, der er zeigte, daß eine Vosanleihe die einzige Rettung für Deutschland sein würde. Die Regierung war bereit, diesem Rath zu folgen. Die öffentliche Meinung aber erklärte, verblendet, wie sie nun einmal zu sein pflegt, das Projekt für ein Werk des Teufels und zwang das Ministerium, seine Zusage zu widerrufen. Bald mußte Hansemann, zu seinem Schmerz, dann erleben, daß seine Idee vom Baron Hirsch verwirklicht wurde, dessen Türkenlose auch in Deutschland reisenden Abzug fanden. Nicht minder schände wurde Hansemann in der Heimath mitgespielt, als er den preussischen Behörden den Plan einer über Potsdam nach Pehrte führenden Bahn empfahl. So hatte er mancherlei Leid durchzumachen. Doch ohne Märtyrerkrone ist ein rechtes Missionarleben ja nicht vollendet zu denken.

Das Bewußtsein, als Pfadfinder in die Welt gesandt zu sein, ließ Hansemann an alle größeren Aktionen mit einem gewissen Fanatismus herantreten, der ihm auch über Mißerfolge hinweghalf. Priester rechnen sich stets zu den Reinen, denen Alles rein ist; und Adolf von Hansemann hat sich im Innern immer als Priester gefühlt. Er durfte beide Hände auf die Wirthschaft Strousbergs legen, denn er war berufen, die 1700 Kilometer deutscher Eisenbahnen, die der genialische Doktor und Bauunternehmer mit einem Wust von Mägenschaften fast erdrückt hatte, wieder zu Leben und Wohlstand zu erwecken. Er durfte auch in Rumänien Strousbergs Erbe werden, auch dort Vorsehung spielen, — mochte das deutsche Kapital auch dabei bluten. Er durfte, selbst wenn für die deutsche Industrie keine einzige Bestellung abfiel, die Erbauung der Kongobahn fördern, eigentlich überhaupt erst ermöglichen, denn er war auserwählt, die Welt mit diesem Kulturwert zu beglücken; *c'est uno des plus belles affaires du siècle*, rief ja der Baurath Vent, einer der Acoluthen Hansemanns aus, als er dem belgischen Major Thys zu dem Gedanken gratulirte. Hansemann durfte Venezuela und Brasilien mit deutschem Gelde düngen, durfte die Ersparnisse seiner Landsleute nach Samoa, Neu-Guinea, Kamerun und China tragen. Einmal freilich scheint die Inspiration sich nicht eingestellt zu haben: wegen einer kleinen Zinsdifferenz mit der Regierung ließ Hansemann die Arbeiten am Nord-Ostsee-Kanal ins Stocken geraten. Daß er übrigens auch für sich selbst zu sorgen verstand, beweist das Gerücht, er habe in seiner letzten Lebenszeit ein Jahreseinkommen von mindestens anderthalb Millionen gehabt. Diese Haushaltertalente unterscheiden ihn nicht von anderen klugen Priestern; auch Pius der Neunte füllte seine Truhen und hielt sich doch für den frommsten aller Statthalter Christi auf Erden; freilich war seine Erbin die römische Kirche.

Adolf von Hansemann, der zwanzig Jahre lang fast alljährlich mit Mayer Karl von Rothschild korrespondirte, war durchaus nicht der wortkarge, weltfremde Mann, den die Menge in ihm sah. Er wollte nur nicht in die selbe Klasse eingereiht und auf die selbe Weise behandelt sein wie andere Bankdirektoren. Er zählte sich zu einer besonderen Gilde, war eine Klasse ganz für sich: ein Berufener,

nicht ein Berufsmann. Für ihn hatte auch eine Schlappe, wie die mit der Dortmunder Union erlebte, keine Schrecken; und Gewissensbisse quälten ihn nie. Für Dortmund entschädigte ihn Gelsenkirchen, für Luther-Maschinen Krußwitz-Zucker. Er hätte die Dortmunder Union noch zehnmal sanirt, wenn es nöthig geworden wäre; denn er war im Innersten überzeugt, daß Alles, was er berührte, schließlich irgend einem Zweck dienen, irgend einer Sache zum Segen gereichen müsse. Die Diskontogesellschaft war seine Diözese, die ihn selbst reich machte, der aber auch er mit dem Inhalt seiner Persönlichkeit mehr zu geben glaubte, als irgend einem anderen Finanzinstitut der Welt beschieden sei. Das Domkapitel, das nach seinem Tode die Verwerfung des Bisthums übernommen hat, kann wohl die Güter der Diözese mehren, nicht aber Ersatz für die verschwundene Persönlichkeit bieten. Vielleicht wird die Diskontogesellschaft jetzt in rascherem Tempo als bisher Geld verdienen; das individuelle aller Bankinstitute aber ist sie nun nicht mehr. Einen Tag, ein paar kurze Börsenstunden wenigstens konnte man der Trauer um Adolf von Hansemann, dem frommen Uebermenschen, der anständigen Repräsentation widmen. Die Epigonen, die gar nicht erwarten konnten, Diskontokommandit wieder auf 200 zu setzen, haben ein Bischen zu schnell gezeigt, daß sie nicht vom echten Stamm des starken Mannes sind.

Dis.

Sie sind von anderem Stamm. Der Wuchs zeigt es und der Saft. Aber eine Trauerhauffe hätte auch Herr Adolfs von Hansemann nicht verschmäht, um zu beweisen, daß nichts verändert, nur ein überzähliger Mann ins Grab gesunken sei. Denn mit Sentimentalitäten hielt er sich nie auf. Ein harter Herr. So schien er; und wurde deshalb ringsum gehaßt. Nichts Menschliches war sichtbar. Ein Mann ohne Nerven, dem morgens Keiner ansah, daß er nachts — wie oft! — über den Bodensee geritten war. Der, als kummerte ihn die Sache nicht mehr als ein Vorgang, dessen Schauplatz der Mars war, vernahm, daß in schmutzigen Spekulantprozessen die geschäftlichen Grundsätze der ehrwürdigen Diskontogesellschaft zur Entlastung der Angeklagten herangezogen worden waren. Solches Gerede konnte ihm nicht schaden; warum sich also regen, erregen? Mit äußerster Verachtung blickte er auf alle Redseligen herab. Parlamente oder Generalversammlungen: immer das selbe Blech; wenn die Leute sich müde geschimpft haben, hören sie auf und Alles bleibt, wie es war. Einen der Besten unter den Beredten, Johannes Riquel, hatte er in der Nähe gesehen; ein brauchbares Gehirn, aber durch Rednerei verdorben und für die Bank unnützlich. Nach der zweiten Flasche Whisky, das Bedürfniß, ins Blaue hinein zu phantastiren und von Attachés und anderen Kindern Weisfall zu werden. Nichts für Hansemann. Der bahlte nie um Bewunderung, wollte weder bei Hof ein Nützchen spielen noch à la Siemens in der Presse gefeiert werden. Er wußte, daß man ihn, wegen seiner barschen Verkehrsart, dem lastigen Hausknecht schalt, ihm als Bankdespoten jede Gewissenlosigkeit zutraute und auf seinen Tod lauerte. Mochten sie; so lange er lebte, mußten sie doch vor ihm kriechen. Nicht als Direktor einer Kommanditgesellschaft fühlte er sich, sondern als selbständigen Chef eines Bankhauses, dessen große und kleine Inassen seinem Willkür gehorchen mußten. Wenns Zeit war, bestellte er einen Beamten in sein Bureau und machte mit ihm die Bilanz; ganz allein: die Anderen sahen sie früh genug und hatten ihre Bedenken gefälligst zu unterdrücken. Dreinreden eines „Kollegen“? Das wäre noch schöner. Er hatte keine Kollegen; nur Werkzeuge, die er wählte und wieder wegwurf, sobald sie sich nicht als tauglich be-

währten. Herrlich wie Jeder, der seine Sache versteht. Wer hatte denn das Preußenkonfortium geschaffen, die Diskontogesellschaft in die Rothschildgruppe gebracht, in Rumänien nach Stroussbergs Zusammenbruch das Vergnügen verhütet, über die dortmunder Leiden, Benizuela, die pariser Druckluftnoth immer wieder hinweggeholfen und die einträgliche Fusion mit der Norddeutschen Bank durchgesetzt? Sie oder er? Also sollten sie auch der Weisung des Stärkeren folgen. Er war der Stärkere, wäre ohne den niederländischen Startkapital vielleicht unter allen Bankherrschern der Stärkste gewesen. Taktik und Moral des Politikers. Niemand hatte das Recht, ihn nach Mittel und Wegen zu fragen, wenn das Ziel nur erreicht wurde. Natürlich sagt man Unverständigen nicht stets die Wahrheit. Die Anderen thuns auch nicht, bequemen sich aber zu der Grimasse biederer Redlichkeit. Dazu gab Hansemann sich nicht her. Popularität war ihm ein Gräuel. Die ihm näher kamen, erzählten, seine besten Stunden seien die gewesen, wo es von allen Seiten stürmte und Wuth um die alten Mauern seines Geschäftshauses heulte. Dann wuchs ihm die Kraft, er ruhte nicht, bis der Himmel wieder hell war, und schaute selbst doch so finster drein, als nahe erst jetzt das schwerste Unwetter. Den Vater David überlebte das Wort, in Geldsachen höre die Gemüthlichkeit auf; der Sohn hätte solche Banalität gar nicht erst ausgesprochen. Nur nichts, was nach Echl und Moralsauce schmeckt! In manchem Befenszug müssen aber die Beiden einander recht ähnlich gewesen sein. Herr Vergengrün, der Biograph des Vaters, berichtet, schon als Handlungsreisender habe David Hansemann „das Gefühl gehabt, auf Grund einer überlegenen Einsicht und einer unsträflichen Absicht seinen Willen unbedingt durchsetzen zu müssen“; und später sagt er von ihm: „Mehr als er selbst wollte, ahnte und zugestehen mochte, verlangte er eine Unterordnung des fremden Willens unter den seinen, die selbständige Charaktere nicht vertragen konnten; oft wurde ihm eigensinnige Rechtshaberei vorgeworfen.“ Das könnte auch von dem Sohn gesagt sein. Freilich mag Adolf Hansemann selten Köpfe gefunden haben, die ihm imponirten. Mit Rothschild, sogar mit dem mehr geistig sinken als genialen Bleichroeder kam er aus; und war auf seines Herzens Grunde doch sicher Antisemit. Eine Persönlichkeit. Daß er für Preußen und Deutschland viel Nützliches gewirkt hat, ist unbestreitbar; wahrscheinlich that er's nur, weil seine Individualität sich eben auf diese Weise ausleben mußte, nicht, weil er sann und trachtete, seinen Mitbürgern das Leben zu erleichtern. Ein Unzeitgemäßer. Heutzutage soll jeder öffentlich Thätige ein Wischen Schaumseifläger sein; sonst ist er nicht beliebt. Hansemann wars nicht. Die Grazien waren ihm fern geblieben und Niemand mochte an seinem Busen ruhen. Das suchte ihn nicht an. Odorint, duna modant... Sein letztes Erlebnis war die Verbrüderung der Dresdener Bank mit dem Schaaffhausenschen Bankverein. Jetzt, riefen an der Börse und in der Presse die Kleinen, iß mit der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft aus; ohne zu fragen, ob der Bund halten würde, ohne zu bedenken, daß zwei verbündete Banken nicht dem hundertsten Theil der Kosten ersparen können, von denen zwei Industriegesellschaften durch eine Fusion entbürdet werden. Da wurde der Unterschied der Generationen sichtbar. Hansemann rührte sich nicht; wie manchen Gutmann hatte er im Lauf der Jahre begraben! Die Börsenvertreter der anderen bedrohten Großmacht aber ärgerte jedes Betuschel; sie wurden schon merods, als vor ihrem Plätzen ein mafeinder Wihbold rief: „Mittelbanken also seht; Schlußnotiz 220 ...“



Büchertiste.

Indiens funkelnde Schätze wollte Gibbon für eine Bibliothek geben; denn nie könne das Wohlgefühl, Lebensstunden nutzlos, genutzlos verträdtelt zu haben, Den plagen, der Bücher besitze. Und vor dem Erwecker des Römerreiches, lange auch vor Rivarol, der die Buchdruckerkunst die Artillerie des Geistes nannte, hatte Montaigne die Intelligenten beklagt, die ohne Bücher, ohne die werthvollste Munition den Kampf bestehen müßten, in den uns das Leben zwingt; immer, sprach der Weise, nehme er Bücher mit, auf jeden Weg, sogar auf Feldzüge; und wenn er sie auch Wochen lang nicht ansehe, tröste und stärke ihn doch die Gewißheit, daß die guten, zuverlässigen Kameraden in jeder Minute erreichbar seien. Beim Nahen der Weihnacht mustert auch der Deutsche wohl die alten, wählt neue Kameraden; wieder sollen darum, wie seit Jahren, hier ein paar lezenswerthe Bücher empfohlen werden. Ein Katalog wird nicht gegeben; nur, ohne Systematik, genannt, was gerade dem Auge, dem Bedürfnis auslacht. Goethes Jubiläumsausgabe der Werke Goethes (Herausgeber: Herr von der Hellen). Der neue Große Brockhaus. Nachs „Analyse der Empfindungen“. Von Rauthners „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“ ist der dritte Band („Grammatik und Vogt“) erschienen und das erkenntnistheoretische Werk damit einstweilen abgeschlossen. Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte“. Neue Nietzschebände. Thoreaus „Walden“. Binders deutsche Ausgabe der Dunkelmännerbriefe. Vamprechts „Deutsche Geschichte“ mit den drei Ergänzungsbänden, die unsere Tage behandeln. Die Volksausgabe von Harfelds „Welträthseln“. Schallmayers „Ererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker.“ Rods „Unverfälschter Sokrates“. Doderhoffs gesammelte Schriften. Sombarts „Moderner Kapitalismus“ und „Deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert.“ Weiningers „Geschlecht und Charakter.“ Nordens „Papstthum und Hyjaz.“ Bölsches „Schneeegrube“. Landmanns „Napoleon“. Gohns „Gemüthsstörungen und Krankheiten“. Spemanns „Goldenes Buch der Gesundheit“. Allgeyers „Inseln Feuerbach“. Bodenhausens deutsche Ausgabe der „Alten Meister“ von Fromentin. Scheflers „Meunier“. Rilkes „Robin“. „Die Kunst des Jahres 1903“ (aus Bruckmanns Verlagsanstalt). Der erste Jahrgang der von Heilbut herausgegebenen illustrierten Monatschrift „Kunst und Künstler“. Die deutsche Ausgabe der „Madonna“ von Venturi. „Meine Gesangkunst“ von Vili Lehmann. Reinedes „Meister der Tonkunst“. „Im Vaterhaus“ von Alfred Freiherrn von Berger. Sverdrups „Neues Land; vier Jahre in arktischen Gebieten“. „Im Herzen von Asien“ von Sven von Hedin. Goldbergers „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“. Pfeffens „Leben Shakespeares“. „Gestalten und Gedanken“ von Georg Brandes. Byrons Tagebücher und Briefe“ (Renaissance-Bibliothek). Die bei Diederichs erschienenen Ausgaben von Platons „Gastmahl“, Marc Aurels „Selbstbetrachtungen“, Emersons „Vertreter der Menschheit“ und dem „Buch Paragranum“ von Paracelsus. Hegelers „Pastor Klinghammer“. Christallers „Prostitution des Geistes“. Vandauers „Nacht und Nächte“, „Todesprediger“, „Stephis und Mystik“. Beyerleins „Jena oder Sedan?“, „Das graue Leben“ und „Japanstreik“. „Die Nacht am Rhein“ von Klara Viebig. „Menschlichkeit“ von Emil Marriot. Lorimers „Briefe eines Dollartönigs an seinen Sohn“. „Arbeit“ von Ilse Frapan. „Keryie“ von Heinrich von Schullern. „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“ (herausgegeben von Paul Wehr). „Ein Sklave der Freiheit“ von Wilhelmine von Wüllern. „Ein Königsdrama“ und „Die Leute von Salazar“ von Richard Sch. „Leben

ohne Värmen" von Helene Voigt Diederichs. „Briefe, die ihm nicht erreichten" (von der Baronin Heyking). „Kunst" und „Doatsjes Hochzeit" von Auguste Hauschner. „Der schmale Weg zum Glück" und „Altitalienische Novellen" von Paul Ernst. „Novellen des Tyrifers" von Hugo Salus. „Die Jagd nach Liebe" und „Das Wunderbare" von Heinrich Mann. „Die Antifeministen" von Hedwig Dohm. „Falklandskizzen", „Sabbath" und „Interieurs" von Heijermans. „Liliane" von Henri Borel. „Was siehst Du aber den Splitter . ." von Karl Larsen. Stherards „Oskar Wilde". Strindbergs „Schwedische Schicksale und Abenteuer." „Der neueste Büchmann (Geflügelte Worte)". Die erste ungekürzte deutsche Ausgabe von Gontscharows „Oblomow." Korolenkos „Gewöhnlicher Fall". Wiesls lustige „Karlsbader Reise der leidhaftigen Bosheit." Gregoris „Schauspielersehnsucht. Martersteigs „Schauspieler." Bahrs „Dialog vom Tragischen". „Ellen Oestjerne" von der Gräfin Reventlow. Von Arno Holz: „Lieber auf einer alten Laute" und der mit feinsten Kunst ausgestattete Band „Aus Urgroßmutter's Garten; ein Frühlingsstrauch aus dem Kosoko". „Der Spiegel" von Wilhelm von Scholz. Webers Sammlung „Der deutsche Spielmann". Bouffets „Wesen der Religion". Hilts „Glück". Obrißts „Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst". Granes „Grundlagen des Zeichnens". Klingers „Malerci und Zeichnung". Schumanns „Briefe" und „Jugendbriefe". Davids „Uebergang". Brömmels „Glück und Ende" von Karl Heigel. Döhmels „Zwei Menschen". Ein paar neue Bücher für die Jugend: Trojans „Wußt in die Welt". De Wets „Kampf zwischen Buren und Briten"; „Das frühliche Thierbuch" von Strassburger und Egel. Spemanns „Großes Weltpanorama"; „Jugendbrunnen"; „Quellwasser"; „Im Kränzchen" (alle drei aus Kempes illustrierter Jugendbibliothek). Den besten Rath giebt das vom Hamburger Jugendchriften Ausschuß zusammengestellte Verzeichniß. All die großen Alten braucht man nicht immer aufzuzählen. Vergeht, liebe Deutsche, den Döbhel nicht (auch von den Tagebüchern erscheint jetzt eine neue Ausgabe). Kauft, wenn Ihr sie nicht habt, den Gottfried Keller, Mörike, Novalis, Hölderlin, Cervantes, Pascal, Taine, Renan, Balzac, Multatuli, Tullier, Constant, Flaubert, Browning, Swift; sogar den Wilhelm Raabe, trotzdem er noch lebt . . . Genug für heute. Kein Katalog, kein „Leisfaden"; kurze Notizen nur. Neue Bücher, sprach Döbhel, sind oft nichts als Hügblättern des Tages; alte, die neu geblieben sind, müssen von einem interessanten Individuum ausgegangen sein. Und auf das Individuum kommts schließlich an. Wer eins ist, will keinen Leisfaden und wählt sich selbst die Gefährten der stillsten Stunden. Manchmal wird er enttäuscht werden. Erstens aber braucht, nach Lichtenbergs bösem Witzwort, nicht immer das Buch schuld zu sein, wenn es einem Kopf höhl klingt; und zweitens sind auch aus mittelmäßigen Bücher Perlen herauszuholen: man muß nur die Taucherkunst verstehen, die Sokrates anwandte, als er den Heraklit las. Et prodesse volunt et dolectaro poetas. Die Einen ergötzen, findet er bald heraus; nicht so leicht ist's bei Denen, die uns belehren könnten. Eigentlich, seufzte selbst Goethe, „lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurtheilen können; der Autor eines Buches, das wir beurtheilen können, müßte von uns lernen." Immerhin sei man auch nicht zu ängstlich; im schlimmsten Fall steht der Kamerad ja stumm auf seinem Bläpchen und spricht erst, wenn er gefragt wird. Ist im ganzen Dugend aber nur einer, den man gern von Zeit zu Zeit wieder fragt, dann ist's des Vohnes übergenug. Möge Jeder wenigstens Einen erwerben . . . Frühliche Weihnacht!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: W. Hacke in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
 Druck von Albert Lande in Berlin-Schöneberg.